P. o. gall.
238
lx 2

P.o. gall. Berthel

238 lse / 2

Digitized by Google

Das Graue Haus

oder

die Wilddiebe.

Nach

Elie Berthet's:

Le garde-chasse.

Deutsch

von

Dr. F. Gries.

Zweiter Theil.

Leipzig 1855.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Das Graue Haus

oder

die Wilddiebe.

Nach

Elie Berthet's:

Le garde-chasse.

Deutsch

von

Dr. F. Gries.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ch. E. Kollmann.
1855.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Digitized by Google

Das Graue Haus,

oder

die Wilddiebe.

Zweiter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Mann und Frau.

Herr von Ganges kehrte eben ſo ſchnell aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin zurück, als er hineingegangen war, und kam, die Laterne in der Hand haltend, die Treppe wieder hinab. Seine Züge ſchienen indeß minder zerſtört, doch las man in ihnen noch einen unbeſtimmten Ausdruck von Zweifel und Zorn.

„Madame ſchläft, ſagte er in aufgeregtem Tone; ich werde ſie morgen früh ſprechen .... Aber wo iſt Franz? Hat man dieſen verdammten Franz noch nicht aufgefunden?"

In dieſem Augenblicke trat Julius ein; Franz

war nicht in seinem Zimmer; man wußte nicht, was ihm zugestoßen sein konnte.

„Der Elende, sagte der Graf, indem er mit dem Fuße stampfte, soll die mir bereitete Angst schwer büßen! . . . Und hat er nicht mir völlig genügende Gründe anzugeben, dann wehe ihm."

Diese Worte ließen die Umstehenden erzittern. Während sie sich nun gegenseitig mit fragenden Blicken betrachteten, wurde die äußere Thür ungestüm geöffnet, und Fanchette stürzte mit in Unordnung sich befindender Kleidung in den Vorhof.

„Zur Hülfe, rief sie mit gebrochener Stimme, zur Hülfe! mein unglücklicher Vater . . . ."

Sie endete nicht, denn ihr Vater stand vor ihr und lachte ihr freundlich zu. Das arme Kind stieß einen Schrei der Freude aus, stürzte auf den Aufseher los und fiel halbtodt in seine Arme.

Mehrere Frauen eilten zu ihrer Hülfe herbei und überhäuften Vinet mit Fragen, auf die er eine Antwort nicht zu geben wußte. In dem Augenblicke, wo dieses sich ereignete, hatte der Graf eben seinen Fuß auf die Treppe gesetzt, um sich, auf Julius' Anzeige, daß Alles bereit sei, in sein Zimmer zu begeben; erst jetzt erinnerte er sich an

Vater und Tochter, an die er bisher, da sein Kopf von anderen Gegenständen erfüllt war, nicht gedacht hatte. Er trat daher zurück und sagte, ohne auf die väterliche Angst des Aufsehers Rücksicht zu nehmen, in rauhem Tone:

„Herr Vinet, da ich weder Spione noch Spioninnen leiden mag, so sind Sie von diesem Augenblicke an aus meinem Dienste entlassen; in drei Tagen werden Sie das Graue Haus verlassen haben .... Sie hören es, Dubreuil, fuhr er, sich an den Verwalter, welcher eben die Treppe herabkam, wendend, fort; Sie werden die Rechnung mit Herrn Dubreuil in Ordnung bringen, ich will ihn nicht länger auf meinen Besitzungen haben."

Dubreuil sowohl wie die Dienerschaft waren über dieses Uebermaß von Strenge bestürzt, doch wagte Niemand, einen Laut von sich zu geben. Anlangend den Aufseher, so überließ dieser seine Tochter, die wieder zu sich zu kommen schien, nun der Pflege einiger Frauen, und sagte ehrerbietig zu dem Grafen:

„Ich habe mich gegen Sie vergangen, Herr Graf, und habe daher kein Recht, mich zu beklagen .... Zwanzig Jahre habe ich im Dienste

der Frau Gräfin gelebt und glaubte, in demſelben zu ſterben. Iſt dieſer Troſt mir verſagt, ſo möge Gottes Wille geſchehen .... Bevor ich mich aber entferne, muß ich Ihnen noch einen letzten Bericht in meiner Eigenſchaft als Aufſeher abſtatten. Es iſt im Walde ein Verbrechen begangen worden. In Folge eines abſcheulichen, liſtigen Anſchlags der Wilddiebe iſt ein Menſch in den Steinbruch gefallen und aller Wahrſcheinlichkeit nach darin umgekommen."

„Und kennen Sie ihn nicht?" fragte der Graf mit Intereſſe.

Vinet erzählte Alles das, was er wußte.

„Es iſt das ein trauriges Ereigniß, ſagte Herr von Ganges; ſehen Sie ſelber nach, Dubreuil, nehmen Sie Leute, die den Verunglückten herſchaffen. Es wäre ſeltſam, wenn dies .... Oh! wer wird mir über die Geheimniſſe dieſer entſetzlichen Nacht Licht geben?"

Er ſtampfte mit dem Fuße und zog ſich wieder in ſein Zimmer zurück.

Wenige Augenblicke ſpäter traten Vinet, Dubreuil und vier Burſchen vom Gute, mit Stricken und Fackeln verſehen, ihrem Weg zum Walde wie-

der an. Die von ſo vielen Erſchütterungen erſchöpfte Fanchette wurde während der Abweſenheit ihres Vaters der Haushälterin des Schloſſes anvertrauet.

Gegen Morgen kehrte die kleine Truppe, Franz auf einer Bahre tragend, wieder zurück. Der Unglückliche, dem beide Beine gebrochen waren, war völlig bewußtlos . . . . Nichts deſto weniger athmete er noch und man wandte daher alle die Sorgfalt an, welche ſeine traurige Lage erheiſchte.

Am anderen Morgen hörte der Graf von Ganges, in ſeinem Zimmer ſitzend, zerſtreut den Bericht Dubreuil's über ſeine nächtlichen Verrichtungen an.

„Es iſt möglich, ſagte der Verwalter, daß der Vorfall am Steinbruche durch Böswilligkeit herbeigeführt worden iſt. Indeß haben weder der Ortsvorſteher von Saint-Leger noch der Friedensrichter bei der allergenaueſten Prüfung die friſche Spur einer Säge oder eines Beils an den Trümmern der Brücke finden können. Das Verbrechen, wenn es überhaupt ein Verbrechen iſt, iſt daher ſehr geſchickt verheimlicht worden. Es bleiben nur die Ausſagen Vinet's und ſeiner Tochter; der Aufſeher

hat jedoch nur ein Individuum bemerkt, das in dem Augenblick, wo Franz hinabstürzte, laut lachte; die Kleine hat nur die Stimme eines Menschen gehört, und obendrein theilte ihr diese Stimme eine falsche Nachricht mit. Eine gerichtliche Untersuchung scheint daher ohne Nutzen und der Wahrscheinlichkeit nach muß dieses traurige Ereigniß auf Rechnung des Zufalls gesetzt werden. Indeß haben wir nicht begreifen können, weshalb Franz, ein bejahrter Mann mit regelmäßigen Gewohnheiten, in der Nacht das Schloß verlassen und sich in den Wald begeben hat."

„Diesen Punkt werde ich aufklären können, aber auch nur diesen Punkt, entgegnete Herr von Ganges; ich selbst habe Franz geschrieben, daß er mich in der vorigen Nacht im Grauen Hause erwarten solle, indem ich der Gräfin eine angenehme Ueberraschung (er betonte das Wort angenehme mit einer gewissen Bitterkeit) bereiten wollte. Auf dem Wege, um meinen Befehlen nachzukommen, hat er sich wahrscheinlich, Vinet, den er nicht erkannte, fürchtend, in den Steinbrüchen verirrt . . . Ich bin um so mehr über dieses Unglück betrübt, als Franz der Einzige ist, welcher mir über Angelegenheiten,

die für mich vom allergrößten Intereſſe ſind, Auskunft geben kann .... Nun aber, wie befindet er ſich heute früh, mein theurer Dubreuil? ... Iſt ſein Bewußtſein ſchon wiedergekehrt?"

„Nein, Herr Graf; es hat ſich ſeiner ein hitziges Fieber bemächtigt. Auch erklärt der Arzt, daß, wenn es ihm ja gelingen ſollte, ihn zu retten, Franz, wegen der erhaltenen heftigen Gehirnerſchütterung, doch ſeinen Verſtand nie wieder vollſtändig erhalten wird."

Herr von Ganges ſchien über dieſe Ausſage ſehr beſtürzt, ſank in ſeine Träumereien zurück und ſchien nicht mehr an Dubreuil zu denken. Dieſer indeß zog ſich nicht zurück und erwiederte, nach einem kurzen Warten, mit Kühnheit:

„Ich weiß, Herr Graf, wie ſtrafbar der arme Vinet gegen Sie iſt; dennoch aber geſtatten Sie mir, einige Worte zu ſeinen Gunſten zu ſagen. ... Im gewöhnlichen Laufe des Lebens iſt er ein ſchlichter Mann, obgleich er eine ſeltene Umſicht in der Ausübung ſeines Amtes zeigt; deshalb müſſen die Dunkelheit, ſeine Aufregung in Folge des Ereigniſſes bei dem Steinbruche, Ihre Verkleidung, und, was er ſelbſt eingeſtanden hat, ein geſtern Abend

zu viel getrunkenes Glas Schnaps endlich, für Etwas gerechnet werden, die Schwere seines Fehlers zu mindern. . . . Ich bitte Sie daher inständigst, diesen unglücklichen Familienvater seines Brodes nicht berauben zu wollen. . . . Er und die Seinigen sind der Frau Gräfin so durchaus vollständig und ehrfurchtsvoll ergeben . . ."

„Ah! fragte der Graf von Ganges, indem er den Kopf erhob, diese Leute sind also meiner Gemahlin sehr treu ergeben?"

„Bis zum Tode, Herr Graf, sagte der Verwalter mit Eifer; Vinet hat seit vielen, vielen Jahren die Aufsicht auf der Besitzung la Rochette geführt und hat die gnädige Frau als Kind gekannt; ich habe ihn neulich, als er dieselbe wiedersah, weinen gesehen."

Ein eigenthümliches Lächeln zeigte sich auf den Lippen des Herrn von Ganges.

„Es ist gut, entgegnete er, ich werde diese Leute noch ein Mal sehen und wenn sie endlich aufrichtig sein wollen . . ."

„Sie würden also den armen Teufel nicht entlassen? fragte Dubreuil mit Genugthuung; ach, Herr Graf, das wäre ein fürstlicher Edelmuth, und Ihr

Wildpret würde ſich dabei nur beſſer befinden, denn Vinet allein iſt fähig, Aufſeher im Grauen Hauſe zu ſein.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür; ein ſorgfältig gekleidetes Kammermädchen in ſchönem Haarputz (daſſelbe Kammermädchen in bloßen Füßen aus der vorigen Nacht) hüpfte herein, um anzukündigen, daß die Frau Gräfin aufgeſtanden ſei und ihren Gemahl ſehr ungeduldig erwarte.

„Ich werde kommen, ſagte der Graf von Ganges mit Zittern; benachrichtigen Sie meine Gemahlin, daß ich Ihnen auf dem Fuße folge.“

Das Kammermädchen zog ſich zurück. Der Graf beendete in einer fieberhaften Aufregung ſeinen Anzug. Er gab Dubreuil dabei nur einſylbige Antworten bei ſeiner mit Wärme geführten Vertheidigung Vinet's. Endlich antwortete er ihm gar nicht mehr, ließ den Verwalter mitten in einem Redefluß ſtecken, indem er plötzlich davon eilte.

Dieſe Zuſammenkunft der beiden Ehegatten mußte in der That wohl eine ſehr bedeutungsvolle ſein, denn der Graf ſelbſt fühlte ein gewiſſes Mißtrauen in ſich entſtehen. Er beſaß nicht dieſe ausgezeichnete Bildung, die die Leidenſchaften und Ereig-

niſſe ſich unterwirft; ſeine Erziehung war ſehr vernachläſſigt worden; eine vollſtändige Anwendung ſeiner Weltkenntniſſe brachte es ſelbſt nicht dahin, die Unentſchloſſenheit ſeines Geiſtes nicht merken zu laſſen. Das Gefühl ſeiner perſönlichen Würde und der Inſtinkt der Schicklichkeit genügten ihm, ihn unter gewöhnlichen Verhältniſſen zu leiten; jedoch durch geheimen Verdacht beunruhigt, wie er dies jetzt war, aus dem rechten und leichten Wege ſeines gewöhnlichen Lebens, ohne Folgeregel, ohne Führungsplan geworfen, fürchtete er gleichzeitig ſowohl ſeinen Jähzorn, wie ſeine Schwächen.

Nichts deſto weniger ging er ſehr ſchnell; als er indeß die Thür des Zimmers ſeiner Frau erreichte, glaubte er ſeine Willenskraft ſchwinden zu ſehen. Er blieb ſtehen.

„Vielleicht, murmelte er, würde ich beſſer thun, wenn ich ſie gar nicht ſähe!“

Aber eine Ueberlegung ganz entgegengeſetzter Art riß ihn faſt eben ſo ſchnell wieder fort. Er drückte mit einer ſchnellen Bewegung auf das Schloß und trat haſtig ein.

Die Gräfin befand ſich in einem kleinen, gefallſüchtig möblirten, vor ihrem Schlafzimmer be-

ſindlichen Saale, und ſie ſelber war gekleidet, als wollte ſie einen hohen Beſuch empfangen. Als der Graf eintrat, ſtand ſie von ihrem Seſſel auf und gab der Kammerfrau ein Zeichen, das Zimmer zu verlaſſen.

Herr von Ganges hatte, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, eine heitere Miene angenommen.

„Guten Morgen, meine Theure", redete er ſie an, indem er ihr die Hand küßte.

Die Gräfin hatte zuerſt die Abſicht, ihre Zuflucht zu einer kalten Würde zu nehmen; aber beim Anblicke dieſes Mannes, den ſie ſo ſehr geliebt hatte, floſſen ihre Thränen im Uebermaß.

„Ach! mein Herr, ſagte ſie mit erſtickter Stimme, haben Sie ſich endlich meiner erinnert?"

Der Graf konnte ſich einer gewiſſen Verlegenheit nicht erwehren. Hatte Leocadie ihn betrogen, was mit jedem Augenblicke zweifelhafter wurde, mußte er dann nicht die ganze Schuld auf ſich allein nehmen? Er verſuchte, ſich durch Ironie aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Man vergißt Sie nicht ſo leicht, Madame, antwortete er; was mich betrifft, ſo habe ich mich viel mit Ihnen beſchäftigt; in der letzteren Zeit ſo-

gar viel mehr, als Sie dies ſelbſt wohl ſich einbilden dürften."

Die Gräfin fuhr fort zu ſchluchzen. Herr von Ganges ließ ſie Platz nehmen und ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Bitte, bitte, beruhigen Sie ſich, fuhr er ſchon ſanfter fort; Sie dürften mir zu bedenken geben, daß meine Anweſenheit Ihnen nicht angenehm iſt, und daß meine Ueberraſchung nicht denjenigen Erfolg bei Ihnen hat, den ich mit Recht erwarten zu können glaubte!"

Die Gräfin ſtrengte ſich an, ihre Aufregung zu bemeiſtern.

„Geſchah es vielleicht in der Abſicht, mir zu gefallen, mein Herr, ſagte ſie nun ihrerſeits melancholiſch, daß Sie mitten in der Nacht, unverhofft und unter ziemlich ſonderbaren Umſtänden, wie man behauptet, hier eintrafen? ... Ich bitte Sie, mein Herr, ſeien Sie freimüthig; ich beſitze nicht mehr ſo viele Macht über Sie, um Sie, auch nur auf einen Augenblick, Ihren Vergnügungen, Ihren Zerſtreuungen entziehen zu können. Was kümmern Sie ſich darum, wenn ich mich in Kummer und Einſamkeit aufzehre? Was kümmern Sie ſich

darum, wenn ich den Tag beklage, an dem Sie mich meiner Selbſtſtändigkeit als junges Mädchen entriſſen haben, um mich in Geſellſchaft Ihrer Dienerſchaft und Ihrer Aufſeher auf dieſen Landſitz zu verweiſen? Was kümmern Sie ſich darum, wenn Sie ohne Mitleid mein Herz gebrochen, wenn Sie mich allen den ſchlechten Eingebungen eines verletzten Stolzes und der Verzweiflung überlaſſen haben? . . . Geſtehen Sie nur offen, mein Herr, Sie ſind ganz allein der Hirſchjagd wegen hierher gekommen, und ſuchen Sie die Höflichkeit wenigſtens nicht ſo weit auszudehnen, um mir dieſe Ehre erweiſen zu wollen. —"

Herr von Ganges nahm dieſes Erſtaunen wie ein Mann auf, der das Recht zu haben glaubt, ſich beklagen zu dürfen, der ſich aber ſelbſt unter einer Lawine von gerechten Klagen zu Boden gedrückt ſieht.

„Und dennoch, fuhr er fort, habe ich Ihnen die Wahrheit geſagt; nur Ihretwegen, Madame, nur Ihretwegen allein, bin ich nach Saint-Leger gekommen."

„Dann darf ich mich eines neuen Unglücks, einer neuen Erniedrigung verſehen, ſagte Leocadie mit dumpfem Tone. Reden Sie daher, mein Herr; auf was ſoll ich noch verzichten? Seit ich Ihre

Zuneigung verloren, und ſeit ich Alles angeſtrengt habe, um aus meinem Herzen die Liebe, welche ich für Sie hegte, zu verbannen, kann ich Alles ertragen, Alles empfangen, denn mein Unglück würde ſich dadurch nicht vergrößern."

Es war ohnmöglich, freimüthiger und geſchickter eine Erklärung zu fordern; der Graf jedoch wagte nicht, ſeiner Gemahlin auf den von ihr gewählten Boden zu folgen.

„Sie beurtheilen mich ſchlecht, Madame, ſagte er in einem offeneren Tone; ich kann darauf Anſpruch machen, niemals gegen die Rückſichten gefehlt zu haben, welche ich Ihnen ſchuldig bin. Iſt es mein Fehler, wenn Rückſichten auf Vermögen und Stellung, Ihr ſchlechter Geſundheitszuſtand, und leider Vorurtheile, welche ich beklage, denen ich aber nothwendiger Weiſe mich unterwerfen muß, uns auf einige Zeit getrennt haben? Zu verſchiedenen Malen habe ich Ihnen den Vorſchlag gemacht, dem Könige die Entlaſſung aus meiner Stellung bei Hofe anzubieten, und ſtets haben Sie mich davon abgehalten. Kommt es daher wohl Ihnen zu, mir wegen dieſer Trennung Vorwürfe zu machen; da Sie dieſe ſelbſt für unumgänglich

nothwendig gehalten haben, und unter der ich vielleicht eben ſo viel leide, als irgend Jemand?"

„Ich mache Ihnen durchaus keine Vorwürfe, mein Herr", entgegnete die Gräfin etwas ſtolz.

Dann anderen Gefühlen weichend, bedeckte ſie ihr Geſicht und ſagte in einem Tone, in dem der tiefſte Schmerz ſich kundgab.

„Ach! Guſtav, Guſtav, weshalb haben Sie mich verlaſſen?"

Auf dieſe ſo freie, ſo direkte Ausforderung wurde der Graf weicher geſtimmt.

„Allerdings bin ich ſtrafbar gegen Sie, Leocadie, ich erkenne das an; ich habe Sie ſehr vernachläſſigt, und das Leben, welches Sie hier führen, hat nichts Anziehendes, das gebe ich zu; aber, Leocadie, ſollte es nicht möglich ſein, daß Sie noch viel ſtrafbarer gegen mich ſind?"

„Ich erwarte, mein Herr, entgegnete die Gräfin mit ſchnell wieder gewonnener Ruhe, daß Sie mir mein Verbrechen nennen."

Herr von Ganges fühlte ſeine Verlegenheit wiederkehren und ſchwieg.

„Leocadie, fragte er endlich, während er einen verſtohlenen Blick auf ſie warf, haben Sie wirklich

einen so festen Schlaf, daß Sie mich in der vorigen Nacht, als ich in ihr Zimmer trat, nicht sollten gehört haben?"

Die Gräfin erröthete leicht; dann streckte sie die Hand nach einem kleinen Fläschchen aus, welches auf einem lackirten Leuchterstuhl stand, und dessen Etiquette den Namen „Laudanum" trug.

„Sehen Sie, mein Herr, stammelte sie, das Mittel, wodurch ich mir ein wenig Schlaf verschaffen muß?"

Der Graf stand nachdenklich auf und machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Leocadie, antwortete er langsam, ist es schon lange, daß Sie unsere guten Nachbarn von Barneville nicht gesehen haben?"

„Die Baronin ist neulich mit Ihrem Sohne hier gewesen, um mir einen Abschiedsbesuch zu machen. Herr Eduard von Barneville wird diesen Morgen nach dem mittäglichen Frankreich, wo er eine bedeutende Stellung in der Staatsverwaltung einnehmen wird, abgereist sein."

„Er ist abgereist! rief der Graf zitternd; er hat diese Gegend verlassen? Sind Sie dessen gewiß, Madame?"

„Ohnſtreitig .... Aber in wie fern hat dies für Sie Intereſſe, mein Herr?“ fragte ſie, ihr ſchwarzes, glänzendes Auge auf ihren Gemahl heftend.

Die Sicherheit dieſer Stellung, die augenſcheinliche Offenherzigkeit der Gräfin warfen Herrn von Ganges in einen Abgrund von Zweifel.

„Nun begreife ich nichts mehr, ſagte er in Aufregung; ſollte man mich betrogen haben? .... Um des Himmels Willen, Leocadie, antworten Sie mir ohne Umſchweife .... Hatte der unglückliche Franz irgend einen Grund, Sie zu haſſen?“

Die Augen der Gräfin trübten ſich von Neuem.

„Es iſt möglich, ſagte ſie, daß ich mich gegen ihn launenhaft, eben ſo wie gegen alle diejenigen gezeigt habe, welche ſich mir nahen ... ich habe zu viel gelitten! Dennoch kann ich nicht glauben, daß Franz mich haſſen ſollte; denn nach jedem meiner launiſchen Anfälle habe ich ihn mit Wohlthaten überſchüttet und er ſchien von meiner Erkenntlichkeit durchdrungen zu ſein. Wie ſo gar oft habe ich ihn Ihre Rückkehr herbeiwünſchen gehört, welche, ſeiner Meinung nach, alle meine lange Weile en-

den würde! Häufig ſagte er mir, daß der Tag, an welchem Sie nach Saint-Leger zurückkehren würden, der glücklichſte ſeines ganzen Lebens ſein werde!"

Dieſe vielleicht berechneten Worte erzeugten in dem Geiſte des Grafen eine neue Idee.

„Warten Sie! rief er, während er ſich vor die Stirn ſchlug; wenn dies eine Liſt wäre? .... Wenn dieſer treue Diener, indem er Sie ſo traurig ſah, ſich in den Kopf geſetzt hätte, ſelbſt auf die Gefahr hin, meinen Zorn auf ſich zu laden, mich zu täuſchen, blos um eine Annäherung zwiſchen uns beiden herbeizuführen? Auf dieſe Weiſe würde ſich ſein ſo unbeſtimmter und verworrener Brief deuten laſſen. Nicht wiſſend, wie er ſich zu benehmen habe, um mich dahin zu bringen, Paris zu verlaſſen, hat er ſeine Zuflucht zu dem reizbarſten Gefühle eines Mannes von Ehre nehmen zu müſſen geglaubt .... Ja, ja, ſo wird es ſein .... Aber wenn ich recht geurtheilt habe, fuhr er, die Gräfin in großer Aufregung anblickend, fort, wenn ich recht geurtheilt habe, Leocadie ..."

Frau von Ganges ließ den Kopf ſinken.

„Ich weiß nicht, weshalb Sie ſich anklagen, murmelte ſie, ich weiß nur, daß Jeder von uns verzeihen muß, damit ihm verziehen werde."

Aber ſchon ſchien der Graf in ſeine Unſchlüſſigkeit zurückgefallen.

„Es genügt, ſagte er; wenn Franz wieder zur Beſinnung kommt, ſoll er ſchon reden müſſen. In dieſer Erwartung muß ſich bei gewiſſen Perſonen Erkundigungen einziehen .... Leben Sie wohl, Madame, fügte er, der Gräfin die Hand küſſend, hinzu; dieſe Unterhaltung hat mein Inneres ſchon von einer ſchweren Laſt befreit; ich hoffe indeß, daß jedes Gewölk in Kurzem zerſtreut ſein wird, und ich werde Ihnen dann alle meine Irrthümer frei bekennen, wenn ich mich geirrt haben ſollte."

Er grüßte faſt lächelnd und entfernte ſich.

Als ſich die Gräfin nun allein ſah, warf ſie ſich wieder in ihren Lehnſtuhl und fing an zu ſchluchzen.

„O, mein Gott! murmelte ſie, ihn ſo zu betrügen! Nie würde ich dazu die Kraft gehabt haben, wenn ich ihn nicht liebte!"

Dann fuhr ſie nach augenblicklichem Stillſchweigen zu ſich ſelber fort:

„Ich habe die Gewißheit, daß von Franz's Seite

nichts zu fürchten iſt . . . Eduard iſt ohne Zweifel abgereiſt . . . Und wenn ſich nun das junge Mädchen treu zeigt, dann wird dieſes fürchterliche Geheimniß mich nicht mehr beunruhigen . . . außer in der Tiefe meines Gewiſſens!“

II.

Das Zuſammentreffen.

Faſt um dieſelbe Stunde war Suſanne Vinet, die ſich von ihrem Schrecken vollkommen erholt hatte, mit einigen häuslichen Arbeiten vor der Thür ihrer Wohnung beſchäftigt. Ein Mann ſchlich vorſichtig die Allee'n entlang und näherte ſich ihr mit einem leichenähnlichen Geſicht: es war Hironymus Rouiller. Der Schulmeiſter, welcher einen kleinen Korb unter dem Arme trug, ſchien es, wie gewöhnlich, eilig zu haben und einen Auftrag für ſeinen Pfarrer auszurichten.

„Guten Morgen, Madame Vinet, ſagte er in ſeinem ſüßlichſten Tone! Ei, ei! haben wir was Neues erfahren?"

„Ah! ſind Sie es, Herr Rouiller, antwortete die gute Frau mit zurückhaltender Miene; ich habe in der That eine furchtbare Nacht verbracht und würde meinem Todfeinde keine ähnliche wünſchen. . . . Aber an wem liegt die Schuld? fuhr ſie mit leiſer Stimme fort, Sie, Sie wiſſen es ohne Zweifel, da Sie mir die Verſicherung gaben, die Andern würden meinen armen lieben Mann niemals angreifen."

„Heilige Jungfrau! ſollte ihm ein Unglück zugeſtoßen ſein? fragte der Schulmeiſter mit einer vollſtändig geſpielten Unruhe; ich hatte noch nicht ſagen hören . . ."

„Es iſt ihm, Gott ſei Dank, nichts Uebles widerfahren! Aber die unter Herrn Franz, den man in Stücken nun herausgezogen hat, eingeſtürzte Steinbruchbrücke, iſt das etwa zum Lachen. Die ganze Welt glaubt, daß dieſe Fuchsfalle für Vinet beſtimmt geweſen ſei."

„Jeſus mein Heiland! wie iſt doch die Welt ſo ſchlecht! Herr Dubreuil, der Ortsvorſteher und der Friedensrichter haben indeß heute früh das wohl nicht gefunden, denn das Protokoll beſagt, daß die Brücke zufällig gebrochen ſei . . . . Ueberdies

wiſſen Sie, meine theure Madame Vinet, daß ich kein Freund dieſer Leute bin; ich kenne einen oder zwei von ihnen, mit denen ich in allen Ehren ſpreche. Vielleicht giebt der gute Gott, daß ſie ſich bekehren, wie unſer Herr Pfarrer immer ſagt, und ich werfe daher auch keinen Stein auf den Sünder .... Ich kann ihnen nur gute Rathſchläge geben und ſie zum Guten zurückzubringen ſuchen."

Dieſe Worte wurden in einem ſcheinheiligen Tone hervorgebracht; der Schulmeiſter rollte ſeine großen, feurigen Augen und ſah gen Himmel.

„Ah ſo! fuhr er in einem verſchiedenen Tone fort, iſt denn das, was erzählt wird, wahr? Man verſicherte, es ſeien dies aber gewiß dumme Redensarten, Vinet ſei von dem Grafen abgeſetzt worden und werde noch heute das Graue Haus verlaſſen?"

„Ja wohl, iſt es wahr, Herr Rouiller, erwiederte Suſanne, und alle Heiligen des Paradieſes ſeien dafür geprieſen! Ja, mein Mann hat ſo viel Klugheit beſeſſen, eine Dummheit zu begehen; man jagt ihn nun fort, er iſt nichts mehr. Noch heute, ſpäteſtens morgen, reiſen wir von hier ab, und wenn es ſein kann, hundert Stunden weit ... Ich werde vor Freude faſt wahnſinnig."

In ihrer Hitze hatte ſie etwas zu laut geſprochen, denn es rief Jemand aus dem Innern des Hauſes:

„Ei, Hühnchen, mit wem ſprichſt Du denn da draußen? Es würde wohl anſtändiger ſein, Beſuche im Hauſe zu empfangen.“

„Das iſt gewiß, ſagte die Hausfrau mit Eifer; treten Sie näher, Herr Schulmeiſter, und ruhen Sie ein wenig aus.“

„Wie, ſagte Rouiller verlegen, Sie wollen ...“

„Warum nicht? Vinet wird ſehr zufrieden ſein, denke ich, Sie zu ſehen.“

Der Schulmeiſter zögerte noch immer.

„In der That, murmelte er endlich, warum ſollte ich dieſen würdigen Aufſeher nicht beſuchen? ... er iſt ja nichts mehr.“

Und er folgte Suſanne auf dem Fuße in das Zimmer im Erdgeſchoß, wo Fanchette und Vater Vinet ſich befanden. Das junge Mädchen war ſchon damit beſchäftigt, die Effecten der Familie wieder in dieſelben Kiſten zu packen, aus denen man ſie erſt vor ſo kurzer Zeit genommen hatte; während ſie aber dieſe häuslichen Pflichten erfüllte, ſeufzte ſie öfters tief auf. Der vor einem Tiſche ſitzende Aufſeher blät-

terte betrübt in einigen ſchmutzigen, mit großen Buchſtaben beſchriebenen Stücken und Streifen Papier umher. Beim Erblicken des Beſuchenden ſtieß er ſogleich ſeinen Lieblingsausruf: „Ah! zum Henker!“ aus, ſchwieg jedoch ſogleich wieder und begnügte ſich damit, einen prüfenden Blick auf Hieronymus Rouiller zu werfen.

Dieſem ſchien unheimlich zu Muthe zu werden, er grüßte ſehr tief.

„Herr Aufſeher, ſtammelte er, man behauptet, Sie wollen dieſe Gegend verlaſſen, und ich komme, Ihnen meine ganze Theilnahme zu bezeigen . . .“

„Vinet, unterbrach ihn Suſanne, indem ſie dem neuen Gaſte einen Stuhl anbot, dies iſt der Herr Schulmeiſter von Saint-Leger, der Poſaunenbläſer in der Pfarrkirche!“

„Poſaunen-, Schlangenbläſer! Henker! Er iſt in der That . . . Schlange! ſagte der Aufſeher ſpöttiſch; aber wir kennen uns ſchon . . . nicht wahr, wir kennen uns recht gut, Herr Poſaunen- und Schlangenbläſer? Ich möchte wetten, daß Sie zuweilen an mich gedacht haben, denn auch ich habe oft an Sie gedacht . . . Ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie mir nicht den erſten Beſuch, den

ich überhaupt hier erhalten, abgeſtattet hätten; denn aufrichtig, wir unterhielten uns durch den Schornſtein .... Deſſen ungeachtet intereſſire ich mich in Rückſicht auf Sie ſehr lebhaft; wollen Sie zum Beiſpiel von mir die genaue Länge Ihres Fußes wiſſen? es wird dies durchaus leicht ſein!"

Er ſuchte nun ſchleunigſt in den auf dem Tiſche liegenden Papierſtreifen.

„Eilf Zoll! fuhr er fort; jedoch bei meiner Ankunft hatten Sie nur drei Nägel auf der rechten Seite Ihrer Fußſohlen und ſeit geſtern Abend befinden ſich ſieben darauf; nun ſagen Sie, Herr Schulmeiſter, paßt dieſer Nachweis? Zeigen Sie einmal Ihr Fußwerk."

Rouiller zog ſeinen Fuß zurück; indeß ſtellte er ſich, als ob er dies als einen Scherz anſehe."

„Ah! Herr Vinet, ſagte er, ich ſehe, Sie lieben es, Jemand zum Beſten zu haben .... Wahrhaftig, der Spaß iſt nicht ſchlecht; ich, ein öffentlicher Beamter und Bürger von gutem Rufe, ſtehe im Verdacht, Wilddieb zu ſein! Dieſe Idee iſt wirklich ſo ſpaßhaft, ſo beluſtigend."

Er brach in ein lautes, ſchallendes Gelächter aus. Vinet ſprang von ſeinem Stuhle auf.

„Dieſes Lachen habe ich ſchon gehört, rief er, es iſt kaum einige Stunden her . . . ja! ja! es iſt ganz daſſelbe, nur daß das vorige noch viel freier und minder unangenehm war!"

Hieronymus war aufgeſtanden; ſeine Stirn faltete ſich; ſein bisher ſo beſcheidener Blick kreuzte ſich nun, ſtolz und drohend, mit dem des Aufſehers.

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Vinet, erwiederte er, und muß Sie daher bitten, mit etwas mehr Schicklichkeit zu reden. Gewiß hat man Sie auch deshalb abgeſetzt: und deshalb würden Sie, wenn ich wirklich zu dieſen Waldmännern gehörte, mir nun nichts mehr zu ſagen haben."

„Das iſt wohl richtig, ſagte der Aufſeher ſeufzend; es wird aber ein Anderer das thun, was ich nicht habe thun können. Ich kenne die ganze Bande dieſer Schurken und werde ihre Namen meinem Nachfolger übergeben."

„Sie kennen die ganze Bande, unterbrach der Schulmeiſter mit Dreiſtigkeit; ach, Vater Vinet, Sie täuſchen ſich! Nun, jetzt kann man mit Ihnen darüber ſprechen . . . . Laſſen Sie doch ſehen; was wiſſen Sie denn eigentlich? Arme Teufel, die in das Holz gingen, um für ihr Vieh Futter

abzuſchneiden, Reisholz abzubrechen oder ſelbſt ſolche, die, die Hände in den Taſchen, ſpazieren gehen, haben rothe Farbe auf ihre Kleider bekommen? Eine ſchöne Geſchichte, das, meiner Treu! Sie haben das Maaß ihrer Füße von ihren Fußtapfen im Sande genommen; treten Sie mit ſolchen Anzeigen vor die Gerichte, dann wird man Ihnen in's Geſicht lachen . . . Aber, fügte er, ſich wieder zuſammennehmend, hinzu, das Alles beunruhigt mich ſehr wenig; denn ob man die Wilddiebe gefänglich einzieht, oder nicht, es ſoll mich wenig kümmern!"

„Es iſt gut, es iſt ſchon gut, ſagte Vinet, denn auf die eine oder die andere Weiſe muß die Wahrheit, und dies recht bald, an das Tageslicht kommen. Ich weiß ſchon Jemand, der, wenn er ſprechen wollte . . . Warten wir es ab, heiliger Mann, ſein Sie nicht ſo ſtolz! Sie haben Aehnlichkeit mit dem großen, alten Eber, der noch im Todeskampfe ſich zu halten ſucht; aber eine große Bulldogge meiner Bekanntſchaft verlangt nichts weiter, als Ihnen einen Kopfputz aufzuſetzen, und wenn er fände, daß ſeine ſchöne . . ."

„Nun wohl denn! ſagte der mit einer groben Energie auffahrende Schulmeiſter, wenn ich denn

ein im Todeskampfe liegender Eber ſein ſoll, dann hüte man ſich vor den Hauern!"

Dann änderte er nochmals den Ton und fuhr mit ſeiner ſchrillenden Stimme fort:

„Ich muß Sie nun verlaſſen, Vater Vinet; Sie ſind heute früh in einer mörderiſchen Laune; es iſt dies ohne Zweifel der Verdruß, daß man Sie weggejagt hat, bevor Sie einen einzigen Prozeß wegen eines auf friſcher That ertappten freien Waldlungerers haben herbeiführen können? Machen Sie darüber Ihrer Frau Vorwürfe, mein Alter; denn jeden Tag gab ſie den Wilddieben ein Zeichen über die Stunde, in der Sie ausgehen und welche Richtung Sie einſchlagen würden."

Und der Elende eilte höhniſch davon.

Fanchette und ihre Mutter hatten ſchweigend dieſer Unterhaltung Vinet's mit dem Schulmeiſter zugehört. Fanchette fühlte ſeit dem Abentheuer bei der Thränenquelle einen ordentlichen Abſcheu gegen dieſen Beſucher und es konnte ſie dieſe Unterhaltung daher nicht im Mindeſten überraſchen. Die Mutter dagegen, gewohnt, den Schulmeiſter als ihren Beſchützer zu betrachten, hatte alle die Angſt des Zweifels und der Unruhe überſtanden, bis der Augen-

blick kam, wo Rouiller's Entdeckung ſie für ſich ſelbſt zittern ließ.

Sie ſtand wie verſteinert auf der anderen Seite des Zimmers.

„Sage mir, Frau, fragte der Aufſeher, der in dieſem Augenblicke ſeine gewöhnliche Gemüthlichkeit verloren zu haben ſchien; iſt das, was dieſer Schurke geſagt hat, wahr?"

Die arme Suſanne fiel auf ihre Kniee.

„Verzeihe mir, Vinet, antwortete ſie mit erſtickter Stimme; ſie wollten Dich tödten . . . ſie würden Dich getödtet haben . . . ich wußte kein anderes Mittel zu Deiner Rettung!"

Der Aufſeher wollte ſich auf ſie ſtürzen; hielt aber an ſich, warf ſich auf einen Stuhl und dicke Thränen floſſen aus ſeinen Augen. Sogleich ſah er ſich von den Armen der beiden Frauen umſchlungen, welche ihn mit Schmeicheleien überhäuften. Suſanne konnte nur unzuſammenhängende Worte ſtammeln; aber Fanchette brachte es, durch ihre Bitten und ihre Vernunftgründe, endlich dahin, daß der gute Mann ſich etwas beruhigte.

„Ich verzeihe Dir, Suſanne, ſagte er endlich mit Anſtrengung. Du haſt mich entehrt, Du biſt

aber ein ſchwaches, furchtſames Geſchöpf, das nicht überlegt, wenn es ſich um ſeine Tochter und ſeinen Mann handelt .... Nun, ſprechen wir nicht mehr davon .... Ich werde nun ſo viel wie möglich eilen, dieſe Gegend zu verlaſſen, in der ich durch Dich nun zum Mährchen werden werde. Noch in dieſer Stunde bedauerte ich, wie ein ſchlechter Diener entlaſſen worden zu ſein; jetzt mögte ich aber ſchon weit, weit von hier entfernt ſein, obgleich ich noch nicht weiß, nach welcher Gegend zu wir unſere Schritte lenken werden... Packt ſchnell Eure Sachen ein; eilet ſo viel wie möglich ... wir reiſen, ſo bald ihr fertig ſeid, ſofort ab."

Aber Fanchette rührte ſich nicht; ungeachtet des dringenden Intereſſes dieſer Familienſcene, hörte ſie nichts mehr, vielmehr ſtand ſie mit offenem Munde und richtete ihre Augen auf ein kleines nach dem Garten gehendes Fenſter. Es ſchien ihr, als ob ein Schatten an dieſem Fenſter vorübergegangen ſei.

Indeß glaubte ſie doch, ſich getäuſcht zu haben, bis der Kopf eines Mannes von außerordentlicher Schönheit, jedoch ſehr bleichen Ausſehens, in der hellen Oeffnung des Fenſters erſchien.

„Herr von Barneville!“ rief die erſchrockene Fanchette.

Bei dieſem Namen ſahen ſich der Aufſeher und Suſanne betroffen um.

„Was wünſchen Sie, mein Herr? fuhr Fanchette mit zurückhaltendem Tone, aber außerordentlicher Heftigkeit fort; ſind Sie denn noch nicht abgereiſ't? Ihre Gegenwart hier iſt ein Verbrechen!“

Vinet wollte nun reden, Suſanne aber machte ihm ein Zeichen, zu ſchweigen.

Das blaſſe Geſicht blieb unbeweglich; endlich aber antwortete eine melancholiſche Stimme:

„Geduld! ich werde abreiſen und meine Abweſenheit wird von langer Dauer ſein .... Jedoch bevor ich das, was ich beſchloſſen habe, ausführe, wünſche ich mein Gewiſſen noch über einen Punct zu beruhigen, und deshalb wende ich mich an Sie, Sie ſo edelmüthiges, ſo treuergebenes Mädchen.... Iſt ſie gerettet?“

„Ich hoffe es, mein Herr, wenigſtens dann, wenn Ihre Hartnäckigkeit, in dieſer Gegend zu bleiben, ſie nicht von Neuem in Gefahr bringt ... Gehen Sie, mein Herr, aber gehen Sie doch nur ... Es kann Jemand kommen.“

„Es genügt, antwortete Barneville; indeß laſſen Sie mich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten; nehmen Sie dieſen Brief (und er nahm aus ſeiner Brieftaſche einen verſiegelten Brief) und übergeben Sie ihn der Perſon, deren Namen ich nicht nennen will und ſagen Sie ihr .... doch nein, ſagen Sie ihr nichts .... O! verweigern Sie mir dies nicht, mein liebes Mädchen, nehmen Sie den Brief .... Wäre dieſe Gefälligkeit eine tadelhafte, würde ich Sie wohl in Gegenwart Ihres Vaters und Ihrer Mutter darum bitten?"

Sein Ausdruck war klagend und rührend; nichts deſto weniger gab Fanchette den Brief mit einer Bewegung voller Würde zurück.

„Das iſt recht, das iſt recht gehandelt, ſagte der Aufſeher, und obgleich ich nicht weiß, um was es ſich handelt, ſo billige ich doch von ganzem Herzen Dein Thun .... Will Herr von Barneville Jemanden Briefe zukommen laſſen, ſo können andere Perſonen, wie Du, ſich damit befaſſen."

„Ja wohl, aber die Zeit drängt mich und ich ſetze Vertrauen in dieſes ſanfte, achtbare Kind ... Es iſt dies, mein liebes Mädchen, die einzige Ge-

fälligkeit, um die ich Sie in dieſem Leben noch bitten werde; ſtoßen Sie meine Bitte nicht zurück!"

Die Thränen traten in Fanchette's Augen, dennoch hatte ſie noch den Muth, die Annahme zu verweigern. Barneville ſeufzte.

„Es ſei denn, ſagte er; werden Sie Ihre Strenge nicht bereuen, wenn Sie ſich weigern, den letzten Wunſch eines . . ."

Er endete nicht; die dem Fenſter gegenüber liegende Thür wurde geöffnet.

„Der Herr Graf von Ganges!" rief Vinet.

„Der Herr Graf!" wiederholten Fanchette und Suſanne.

Und ſo groß war die Beſtürzung dieſer drei Perſonen, daß ſie gar nicht mehr wagten, nach den Fenſter zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß Herr von Barneville verſchwunden ſei.

Herr von Ganges, welcher mit derjenigen Eleganz in ſeinen Kleidern, wie ſie ſein Reichthum und ſeine Stellung erheiſchte, erſchien, hatte ein wahrhaft edles, Achtung einflößendes Aeußeres! In dieſem Augenblicke war er ernſt; nichtsdeſtoweniger jedoch war auch nicht eine Falte auf ſeiner Stirn; nicht ein Zug von Aufregung in ſeinem Geſicht zeigte,

daß er einen Verdacht von der Wahrheit habe; ſelbſt der augenſcheinliche Schreck der Bewohner des Grauen Hauſes konnte kaum ein ſchwaches Lächeln auf ſeine Lippen hervorrufen.

„Nun, meine braven Leute, ſagte er in einem faſt wohlwollenden Tone, ich glaube gar, Sie fürchten ſich vor mir. . . Sehe ich denn ſo furchtbar aus?"

Er hatte alſo beſtimmt nichts geſehen. Der düſtere Bittſteller hatte ſich entfernt. Fanchette beeilte ſich, dem Herrn von Ganges einen Strohſtuhl anzubieten.

Dieſe ſo einfache Handlung brach endlich den Zauber, in den Vinet wie gebannt war.

„Herr Graf, ſtammelte er, ich konnte ſolche Ehre, ſolche Gunſt nicht erwarten . . . Henker!"

Der Graf ſetzte ſich.

„Schon Gepäck? fragte er; Sie haben nicht nöthig, ſich ſo zu beeilen, Vinet; ich habe Befehl gegeben, daß man nicht mit zu großer Strenge gegen Sie verfahre. Sie bleiben ſo lange hier, bis Sie eine andere Stelle gefunden haben, ja ſelbſt für immer; dies ſoll ganz von Ihnen abhängen."

„Für immer? wiederholte der Aufſeher mit dem

äußerſten Erſtaunen; ach! Herr Graf, mein Fehltritt iſt ſo ſehr groß, daß ich nicht zu hoffen wage..."

„Sie erkennen ihn alſo! Dieſer Irrthum ſcheint Ihnen ſelbſt alſo von Seiten eines Mannes Ihres Verſtandes und Geiſtes ungeheuer, unglaublich? ... Nun gut! Vinet, fuhr er leiſer fort, ſo ſtrafbar Sie auch ſein mögen, ſo bin ich doch bereit, Ihnen zu verzeihen und Sie in meinem Dienſte zu behalten, wenn Sie meine Fragen aufrichtig beantworten wollen."

„Ich höre, Herr Graf."

„Vinet, fuhr er fort, war dieſer Irrthum ein reeller, aufrichtiger? Hatte dieſe ſtrafbare Heftigkeit nicht einen geheimen Grund?"

„Nein, mein Herr; ich ſelbſt fühle mich außer Stande, mir Rechenſchaft über das Vorgefallene zu geben ... Ich ſchäme mich meines Irrthums und ſchiebe ihn blos einem Glaſe Schnaps zu, das ich geſtern Abend zu viel getrunken ...."

„Wie! Sie hätten nicht zufälliger Weiſe die Veranlaſſung meiner ins Geheim unternommenen Reiſe nach Saint-Leger erfahren? Sie hätten keine Mittheilungen, keine Anempfehlungen, keine Befehle vielleicht erhalten?"

„Gott ſei mein Zeuge, mein Herr, ſagte der

Aufſeher feierlich, daß ich weder Mittheilungen noch Anempfehlungen wegen irgend etwas von einem Menſchen empfangen habe."

Herr von Ganges dachte einen Augenblick nach.

„Sie ſcheinen aufrichtig zu ſein, ſagte er endlich, und ich habe mich dochwohl geirrt . . . Nun! und Sie, liebes Kind, fügte er, Fanchette's Hand faſſend und ſie ſanft an ſich ziehend, hinzu; ich wünſche auch von Ihnen einige Auskunft zu haben . . . O! wie Sie zittern! Doch ängſtigen Sie ſich nicht . . . In der That glaube ich mich noch nicht in dem Alter, daß niedliche Mädchen um mich erſchrecken dürfen!"

Ungeachtet der wohlwollenden Abſicht, die in dieſen Worten lag, blieb die arme Fanchette doch kaum ihrer Sinne mächtig.

„Herr Graf, ſtammelte ſie, ich weiß nichts . . . Was kann ich ſagen?"

„Meine Tochter iſt ſo ſehr furchtſam! bemerkte Suſanne, indem ſie ihr zu Hülfe kam; was können Sie auch wohl von dieſem armen, unſchuldigen Kinde erfragen wollen?"

„Nur eine einzige Frage. War Fanchette einzig und allein mit dem Schickſale ihres Vaters be-

ſchäftigt, als ich ihr in der vorigen Nacht im Holze begegnete?"

Das junge Mädchen ſtutzte, dann ihre Kräfte zuſammennehmend, antwortete ſie mit augenſcheinlicher Ruhe:

„Hätte irgend ein anderer Grund mich wohl zu dieſem gefahrvollen Gange beſtimmen können?"

Der Graf erhob ſich.

„Gut, gut, es iſt genug, ſagte er; ich will dieſes Examen, das Ihnen eigenthümlich vorkommen mag, nicht weiter treiben; ich werde das Vergangene vergeſſen . . Packen Sie nichts mehr ein, meine guten Frauen, es iſt nicht nöthig. Vinet, Sie nehmen Ihre Stelle als Aufſeher wieder ein und werden für immer in Saint-Leger bleiben."

Die Mutter und Tochter empfingen dieſe Neuigkeit mit zweifelhafter Genugthuung; aber Vinet war von Freude hingeriſſen.

„Ah, zum Henker! rief er, wie ſehr danke ich Ihnen, Herr Graf! Nun kann ich doch Genugthuung ân dieſen Schuften von Wilddieben nehmen! . . . Und wie werde ich mich an dem Einen, der mir noch eben in dieſer Stunde trotzte, zu rächen wiſſen! . . . Nehmen Sie doch nur an, gnä-

diger Herr, fuhr er, einen ſchiefen Blick auf ſeine Frau werfend, fort, die Wilddiebe haben ſogar Mitſchuldige bis . . . ."

„Brechen wir davon ab, ſagte Herr von Ganges, während er ſich anſchickte, wieder fortzugehen; Sie können mir ſpäter Ihre Händel mit dieſen Spitzbuben erzählen; in dieſem Augenblicke aber haben Intereſſen anderer Art . . . . Ich muß nach Barneville gehen."

„Nach Barneville!" widerholte der Aufſeher zitternd.

„Und warum nicht? giebt es da etwas Ueberraſchendes?"

„Nichts, nichts . . . . ich glaubte . . . . ich hatte ſagen gehört, Herr Eduard von Barneville ſei abgereiſ't."

„Dann werde ich ſeine Mutter, die alte Baronin, die über die Abreiſe ihres Sohnes ſehr betrübt ſein muß, beſuchen . . ." Leben Sie wohl, meine Damen . . . . Vinet, ich habe Ihnen die mir zugefügten ſchweren Beleidigungen verziehen, ſein Sie daher jetzt eingedenk, daß ich mehr wie jeder Andere Anſpruch auf Ihre Ergebenheit, auf Ihr Vertrauen habe."

Der Aufseher begleitete ihn bis zu dem Wege im Holze und ergoß sich in Wiederholungen seines Dankes und seiner Betheuerungen; bald aber veranlaßte ihn eine bezeichnende Handbewegung, zurückzugehen, und der Graf von Ganges schlug seinen Weg nach Barneville ein.

Als Vinet zu seiner Familie zurückkam, schien er unruhig.

„Wenn er nur dem Andern nicht begegnet! sagte er; ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber in diesem Falle könnte leicht ein Unglück geschehen."

Und er lief an das Gartenfenster.

„Der Andere ist fortgegangen, lieber Vater, sagte Fanchette; er muß schon sehr weit sein. Ueberdies geht der Graf auf dem Fahrwege und der junge Herr nimmt ohne Zweifel seinen Weg durch die Gehege; sie können sich nicht begegnen."

„Desto besser, denn der Graf ist bewaffnet... Habt Ihr nicht, so gut wie ich, bemerkt, daß er noch Pistolen in der Tasche seines Ueberziehers stecken hatte? Doch laßt uns hoffen, daß Alles gut gehen wird . . . Ah! zum Henker! fuhr er fort, indem er den Schweiß von der Stirn abtrocknete, was ist das für eine Existenz! Das ist eine

wahre Schaukel, auf der man, ein um das andere Mal, ſich hoch und niedrig befindet ... Ich wollte abmagern, und, meiner Treu! ich werde zur Genüge magerer werden."

„Wenn Du nichts weiter als abmagern würdeſt! ſagte Suſanne in ihrem kläglichen Tone; Du biſt ja nun wieder in dieſe Hölle zurückgefallen, und die Drohungen dieſer Schurken! ...."

„Bah! das iſt die geringſte meiner Sorgen! erwiederte der Aufſeher. Dennoch bin ich verdrießlich darüber, daß ich dieſem Lump von Rouiller ſeine Handlungen vorgehalten habe; er wird, wenn er ſich entlarvt ſieht, mißtrauiſch ſein ... Aber, Henker! ich werde die Sache mit ihm raſch durchzuſetzen ſuchen und ihn gut auf den Zug nehmen. Unterdeſſen, Fanchette, fragte er ſeine in Gedanken verſunkene Tochter, ſage mir doch, weshalb richtete Herr von Ganges eben ſo ſonderbare Fragen an Dich, wie vorhin ſchon Herr von Barneville?"

„Vater, antwortete Fanchette mit Schmerz, ich ſchwöre es Dir, ich würde keine Lüge geſagt haben, um mein Leben zu retten! .... Unglücklicher Weiſe handelte es ſich um ganz andere Sachen, als um das Daſein eines armen Geſchöpfs,

wie ich bin! . . . Aber Du, lieber Vater, wußteſt alſo auch die unglückliche Geſchichte von der Gräfin?"

„Welche Geſchichte? ich weiß nichts; Niemand hat mir etwas geſagt . . . . Nur ſo beim Hin- und Herſtreichen ſind gewiſſe Gerüchte auch zu meinen Ohren gekommen. In der vorigen Nacht, als ich den Herrn Grafen unverhofft in ſeiner Verkleidung antraf, habe ich wohl errathen, daß er keine guten Abſichten haben mochte; und dann kam ich rein zufällig auf den dummen Gedanken . . . Aber haſt Du, meine Kleine, vielleicht etwas entdeckt? Zum Henker! das mußt Du mir erzählen."

Fanchette ſagte ihm dann, was ſie von der Gräfin und Eduard von Barneville wußte; Vinet hörte traurig zu. Plötzlich ertönte der Knall eines Schuſſes in geringer Entfernung in dem Holze.

„Das vermuthete ich wohl! rief der Aufſeher mit beſtürzter Miene; ich möchte wetten, ſie ſind ſich in der Gegend der Thränenquelle begegnet!"

„Es hat Einer auf dem Anſtande geſtanden", murmelte Fanchette mit zitternder Stimme.

„Es iſt unmöglich, in dieſer Stunde auf dem

Anſtande zu ſtehen; überdies war, was wir gehört haben, ein Piſtolenſchuß und kein Gewehrſchuß ... der Knall war trocken und kurz; darin irre ich mich nicht, meine Kleine. Kind, Deine Erzählung beſtätigt meine Furcht; jetzt bin ich überzeugt, es iſt etwas vorgefallen .... Ich werde ſehen."

Und er ſtand auf, um fortzugehen. Die beiden Frauen verſuchten, ihn zurückzuhalten und ſchloßen ihn weinend in ihre Arme. Vinet aber ſtieß ſie zurück.

„Laßt mich doch, Ihr dummen Geſchöpfe! zum Henker! dieſes Mal handelt es ſich nicht um Wilddieberei, und Ihr habt für mich nichts zu fürchten."

Er riß ſich ſchnell los und lief nach der Thränenquelle hin.

Er ſah Niemand in dem Fahrwege; nichts beunruhigte das Stillſchweigen des Waldes. Deſſen ungeachtet war der Aufſeher überzeugt, daß der Schuß in dieſer Gegend gefallen war. Er ſchlug daher, ohne ſich weiter zu beſinnen, den Fußſteig nach der Quelle ein und folgte einen Augenblick ſeinen Krümmungen. Ueberall herrſchte die gewöhnliche Ruhe. Vinet wollte eben ſeine Nachforſchungen auf einem anderen Punkte anſtel-

len, als er bei einer Krümmung des Fußſteiges einen Mann, ſich an einen Baum ſtützend, in einer Stellung des Schrecks und Schauders bemerkte. Er verdoppelte ſeinen Schritt und erkannte bald Herrn von Ganges.

Der Graf hatte ſeine Augen unverwandt auf einen im hohen Graſe liegenden Gegenſtand gerichtet, der nur wenige Schritte von ihm entfernt ſchien. Er hatte die Annäherung Vinets nicht gehört und bemerkte ſeine Anweſenheit erſt, als der Aufſeher bei ihm war. Dann hob er den Kopf in die Höhe und zeigte, mit zerſtörten Zügen und leichenblaß, mit einer ſtummen Handbewegung auf den Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hielt.

Es war dies ein Leichnam, es war dies Eduard von Barneville. Er hatte ſich in die Stirn geſchoſſen, ſein Geſicht war unkenntlich, ſein Blut ergoß ſich ſtromweiſe auf das grüne Gras.

Vinet kniete neben den Körper nieder und prüfte ihn einige Augenblicke hindurch.

„Es iſt mit ihm vorbei!“ ſagte er mit erſtickter Stimme, während er ſich wieder erhob.

„Ja, ja, ich ſelbſt habe mich ſchon überzeugt,

daß alle Hülfe vergeblich iſt, erwiederte Herr von Ganges in düſterem Tone; wird man nun noch behaupten, daß Eduard heute früh dieſe Gegend verlaſſen habe?"

Vinet antwortete nicht auf dieſe Bemerkung; jedoch erwiederte er mit niedergeſchlagenen Augen:

„Wahrſcheinlich ſind der Herr Graf, als Sie von Hauſe weggingen, Herrn Eduard von Barneville begegnet; es iſt ein Streit unter Ihnen entſtanden und ein Duell . . ."

„Ein Duell! ſind Sie wahnſinnig? unterbrach ihn Herr von Ganges ungeduldig, nein, es iſt ein Selbſtmord . . . . Dieſer junge Mann hat ſich in Folge eines heimlichen Kummers den Tod gegeben. In dieſem Augenblicke, als ich im Fahrwege ging, fiel auf dieſer Seite ein Schuß. Hoffend, einen Wilddieb auf friſcher That zu ertappen, bin ich hierher gelaufen; aber es war zu ſpät, der Unglückliche athmete nicht mehr."

Dieſe Auseinanderſetzungen wurden mit verwirrter Miene gegeben, welches Vinet nicht entging.

„Herr Graf ſagte er ſchüchtern, ich ſehe aber das Piſtol nicht, deſſen er ſich hätte bedienen müſſen."

„Man wird daſſelbe gewiß in dem Graſe wiederfinden ... Aber bleiben Sie hier, Vinet, und verwehren Sie einem Jeden, wer es auch ſein möge, nahe zu kommen, während ich die Gräfin in Kenntniß ſetze. Ich habe nun Eile, dieſen verdammten Ort zu verlaſſen."

Zu gleicher Zeit entfernte er ſich eiligſt, ohne ſich auch nur umzudrehen. Der Aufſeher, welcher ſich nun allein bei dem Leichnam befand, ſchickte ſich an, in den benachbarten Büſchen und Geſträuchen die Waffe aufzuſuchen, von der man vorausſetzte, daß ſie das Inſtrument zum Selbſtmorde geweſen ſei; er fand ſie indeß nicht.

„Nun! murmelte er, während er den Kopf ſchüttelte, er ſagt es, ich glaube es ... Werden die Gerichte es aber auch glauben? Armes Kind, fuhr er nach einer Pauſe, während welcher er den unbeweglichen Körper betrachtete, um den ſchon die Waldmücken ſummten, fort, dahin alſo mußte Dich dieſe heftige Liebe führen? Zu was hat es Dir nun wohl gedient, edel, jung und ſchön geweſen zu ſein?"

Zwei Stunden ſpäter war der lichte Fleck der Thränenquelle, die dieſen Namen nie mit einem

größeren Rechte verdient hatte, mit Menſchen angefüllt. Eine Menge Wachen und Gensdarmen umgaben die Einſchließung, in der ſich der Körper befand, während die Magiſtratsperſonen des Orts, von einem Arzte unterſtützt, die allergenaueſten Nachforſchungen über die möglichen Veranlaſſungen dieſes ſo tragiſchen Todes anſtellten.

Gegen Abend verbreitete ſich das Gerücht unter der Bevölkerung der Nachbarſchaft, daß ein Mitglied des hohen Gerichtshofes in Chartres zur Fortführung dieſer Unterſuchung, welche eine Wendung von der höchſten Bedeutung genommen habe, berufen ſei. Zu gleicher Zeit hörte man mit Erſtaunen und Schreck, daß der Graf von Ganges in ſeinem Zimmer von einem Gensdarmen bewacht werde, weil der Verdacht auf ihm laſte, der Mörder Eduard's von Barneville zu ſein.

III.

Die Verhöre.

Am nächſten Tage hatte das Schloß von Saint-Leger ein düſteres Anſehn. Die Fenſter blieben geſchloſſen; die Thore öffneten ſich nur in Zwiſchenräumen, um traurige, ſtillſchweigende Perſonen aus und ein zu laſſen. Im Dorfe war der größte Theil der Einwohner nicht an ſeine gewöhnliche Feldarbeit gegangen; ſie bildeten ſogar, der großen Straße entlang, von Entfernung zu Entfernung abgeſonderte Gruppen, die ſich, ob zwar leiſe, dennoch ſehr lebhaft unterhielten. Selbſt der Wald hatte ein eigenthümliches, finſteres Anſehen: ohne Unterlaß gingen oder kamen reitende Wachen oder Gensdarmen aus der Allee, die von Saint-

Leger nach Barneville führt. Gegen acht Uhr Morgens hielt ein verdeckter Poſtwagen vor dem einzigen Gaſthofe des Ortes ſtill. Zwei Perſonen ſtiegen aus demſelben heraus, von denen man, da ſie ganz ſchwarz gekleidet waren, bald erfuhr, daß der Eine der Unterſuchungsrichter, der Andere aber ſein Gerichtsſchreiber ſei. Nachdem ſich dieſe Herren einige Augenblicke ausgeruhet hatten, ließen ſie den Friedensrichter, wie den Ortsvorſteher, zu ſich beſcheiden und begaben ſich dann ſämmtlich zur Thränenquelle, wo die bekannten Umſtände über den Tod des Herrn von Barneville von Neuem feſtgeſtellt wurden. Dann begab ſich die Gerichtscommiſſion nach dem Schloſſe Saint-Leger, um hier das Verhör fortzuſetzen.

Schon waren mehrere Zeugen vernommen, und dennoch führten dieſe Ausſagen zu keinem Reſultate. Vinet, deſſen Zeugniß von ſo großer Bedeutung, war hin und her befragt worden; doch hatte er ſich, in Betreff deſſen, was die Gräfin von Ganges betraf, ſehr vorſichtig gezeigt. Man hatte jedoch weder Fanchette noch Suſanne vernommen, obgleich alle Diener des Schloſſes, mit Ausnahme von Franz, deſſen Zuſtand ein verzweifelter ſchien, über die aller-

unbedeutendſten, ihnen zur Kenntniß gekommenen Verhältniſſe, hatten Auskunft geben müſſen. Der Aufſeher berechnete indeß, ohne im Geringſten die Wahrheit ſeiner Auslaſſungen zu fälſchen, nur, das Geheimniß ſeiner Gebieterin der Nachforſchung der Juſtiz zu entziehen.

Leocadie blieb, während dieſe abſcheulichen Ereigniſſe ſich um ſie herum zutrugen, in ihrem Zimmer, in das nur ihr Kammermädchen allein kommen durfte, eingeſchloſſen. Welche bittere Gedanken erfüllten nun wohl die Gräfin in dieſer unglücklichen Einſamkeit? Weinte ſie um den armen jungen Mann, deſſen erſte Liebe ihm ſo verhängnißvoll geworden war? War ſie ihres Gemahls wegen in Aufregung, der ſich unter der Anklage eines Mordes befand, oder war ſie vielleicht ſelbſt von eigenen Gefahren bedroht, wegen deren ſie ſich fürchtete? Dem Anſcheine nach theilten ſich die entgegengeſetzteſten Gefühle, die ſich gegenſeitig auszuſchließen ſchienen, in ihre Seele, um dieſe zu foltern; denn die menſchliche Natur iſt ein Gemiſch von Inconſequenzen und Widerſprüchen. Sei dem nun, wie ihm wolle, Frau von Ganges hatte bereits ſeit dem frühen Morgen ſchon mehrere Male nachfragen

laſſen, ob es ihr nicht erlaubt ſei, ihrem Gemahl ſich offen mittheilen zu können; jedoch hatte man ihr ſtets, ſei es durch ein Verbot der Obrigkeitsperſonen, ſei es durch eine Weigerung des Grafen ſelbſt, geantwortet, daß dies unmöglich ſei.

Als der Inſtructionsrichter im Schloſſe erſchien, befand ſich Herr von Ganges mit dem ihn bewachenden Gensdarmen in ſeinem Zimmer. Seine Züge waren im höchſten Grade zerſtört, ſeine Haare befanden ſich in Unordnung. In ſeinem Hausrocke im Winkel am Feuer des Kamins ſitzend und den Kopf auf die Hände ſtützend, ſchien er eine Beute der ſchmerzlichſten Träume zu ſein. Der von denjenigen Rückſichten, welche ein ſolcher Angeklagter verdiente, völlig durchdrungene Richter ließ ſich durch Julius die Erlaubniß erbitten, eintreten zu dürfen. Ein leichtes ironiſches Lächeln flog über die bleichen Lippen des Grafen.

„Ah! welche Artigkeit! ſagte er mit Bitterkeit; hinſichtlich meiner liegt dies eigentlich nicht in den Gewohnheiten der Juſtiz .... Julius, führen Sie Herrn von Germont herein; man darf ihn durchaus nicht warten laſſen.“

Herr von Germont war ein Mann von funfzig

Jahren, mit edlem und zurückhaltendem Weſen, deſſen wohlwollendes Lächeln ſeinen durchdringenden und ſtrengen Blick wieder gut machte. Nachdem er den Grafen, welcher, um ihn zu empfangen, aufgeſtanden war, begrüßt hatte, drehte er ſich zu dem Gensdarmen um und ſagte mit Würde:

„Gehen Sie hinaus, mein Herr, verlaſſen Sie das Schloß aber nicht; treten Sie aber auch nicht früher wieder ein, bevor ich Sie nicht durch einen geſchriebenen und von mir unterzeichneten Befehl dazu werde auffordern laſſen. Ihr Brigadier hat bereits meine Inſtructionen erhalten."

Der Gendarm zog ſich zurück und die Gerichtsperſon wandte ſich nun an den Grafen:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, ſagte er, ein durch die Unerfahrenheit der hieſigen Magiſtratsperſonen in ſolchen Angelegenheiten angewandtes Uebermaaß von Strenge. Sie hätten berückſichtigen ſollen, daß das Verbrechen, deſſen man Sie beſchuldigt, falls es bewieſen wäre, unter eigenthümlichen Umſtänden begangen worden iſt; es würde angemeſſemer ſein, Sie auf freiem Fuße, unter der einzigen Bedingung Ihres Ehrenworts, gelaſſen zu haben."

Dieſer wohlwollende Anfang ſchien den Grafen zu rühren.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte er; aber der Unerfahrenheit der Localbehörden in dergleichen Angelegenheiten können Sie noch den elenden Wunſch hinzufügen, einen Edelmann zu erniedrigen, dem dieſe Herren auf das Tiefſte ſchmeichelten, wenn er ſie ab und zu würdigte, ſie an ſeinem Tiſche zu ſehen . . . . Uebrigens, fügte er, einen auf dem Kamin liegenden großen Brief zeigend, hinzu, habe ich die Mittel aufgeſucht, um mich den ungerechten Verfolgungen, dem Mißbrauche des Anſehens, deſſen Gegenſtand ich bin, zu entziehen; ich habe mich mit dieſer Bittſchrift an den König gewandt, zu deſſen Hauſe zu gehören ich die Ehre habe, und bitte Sie, dieſelbe an Seine Majeſtät befördern zu wollen."

„Gern werde ich das thun, mein Herr; geſtatten Sie mir aber die Frage, was dieſe Schrift Ihnen nützen ſoll? Ueberdies zweifle ich auch, daß der König, ungeachtet ſeiner Hochſchätzung für Ihre Familie und für Ihre Perſon, den gerichtlichen Gang unterbrechen dürfte; und ſelbſt wenn er darein willigte, würde es nicht Ihr eigenes Intereſſe erheiſchen, Ihren berühmten Namen von

jedem Verdachte rein zu waſchen? Wäre Ihrer Ehre genügt, wenn man Ihnen den Vorwurf machen könnte, einen Edelmann auf eine niederträchtige Weiſe ermordet zu haben?"

Herr von Ganges fühlte die Schwere dieſer Gründe und ſenkte den Kopf.

„Hören Sie, fuhr der Richter in einem einnehmenden Tone fort, der beſte Rath, den ich Ihnen in dem vorliegenden Falle geben kann, iſt der, ſich der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Beantworten Sie meine Fragen frei und ohne Umſchweife, und ich bin überzeugt, die Wahrheit wird Ihnen nützlich ſein. Es handelt ſich hier nicht um ein regelmäßiges Verhör; Sie ſehen, ich bin allein und habe weder einen Gerichtsſchreiber noch meinen Schreiber bei mir .... Sie ſehen einen Mann vor ſich, der von dem heißen Wunſche beſeelt iſt, Sie unſchuldig zu finden, und der von Ihnen nur einige Erklärungen ſich erbittet, um Ihre Unſchuld laut äußern zu können."

Der Graf verbeugte ſich, bot ſeinem Beſuche einen Stuhl an und Beide nahmen dann Platz.

Sie ſchwiegen beiderſeits einen Augenblick, als

ob ſie gegenſeitig die Nothwendigkeit, ſich zu ſammeln, gefühlt hätten.

„Herr Graf, begann endlich Herr von Germont, jedes ſeiner Worte betonend, bleiben Sie bei Ihrer Behauptung, daß der Tod des Herrn von Barneville durch einen Selbſtmord erfolgt iſt?"

„Ich muß bei dieſer Behauptung um ſo feſter bleiben, als ich dieſes traurige Ereigniß einer andern Veranlaſſung nicht zuzuſchreiben weiß."

Er wiederholte nun zu gleicher Zeit die Erzählung, die er Vinet mitgetheilt hatte. Das gewöhnlich ſtrenge Geſicht des Richters drückte nun Zweifel und Unzufriedenheit aus.

„Ich bin verpflichtet, Herr Graf, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß alle Umſtände, wie ſolche in der Voruntersuchung ſich herausgeſtellt, Ihren Behauptungen entgegengeſetzt lauten. Wie hätte, unter Anderm, Herr von Barneville ſich ſelber den Tod geben können, da, ungeachtet aller Anſtrengungen, es nicht möglich geweſen iſt, die Waffe, deren er ſich müßte bedient haben, aufzufinden?"

„Das Piſtol iſt ohne Zweifel weit weggeworfen worden, ja, es kann daſſelbe ſogar geplatzt ſein."

„Dann hätte man doch aber mindeſtens die

Stücke davon gefunden . . . . Wir wollen dies dahin geſtellt ſein laſſen; man wird die Nachforſchungen fortſetzen und Sie werden über den Erfolg in Kenntniß geſetzt werden . . . . Aber das geben Sie wenigſtens doch zu, daß Sie, als Sie zur Thränenquelle ſich begaben, ein Paar geladene Piſtolen bei ſich trugen? Ich glaube, ſie ſind von dem Aufſeher Vinet bemerkt worden."

„Das iſt vollſtändig richtig: ich hatte dieſe Piſtolen in der Abſicht zu mir geſteckt, um mich gegen die Wilddiebe, die meine Forſten verheeren, vertheidigen zu können; ſie ſind noch geladen."

„Sachkenner werden dies unterſuchen; es iſt aber bewieſen, daß während der zwölf bis funfzehn Minuten, welche zwiſchen dem Fall des Schuſſes und der Ankunft des Aufſehers Vinet verfloſſen waren, Sie Zeit genug gehabt hatten, von Neuem Ihre Waffe laden zu können."

Herr von Ganges ſprang von ſeinem Stuhle auf.

„Mein Herr, rief er aufgebracht, für wen halten Sie mich? Hätte ich das Unglück gehabt, dieſen jungen Mann zu tödten, würden Sie mir dann wohl eine ſo fürchterliche Kaltblütigkeit in Gegenwart eines blutigen Leichnams zutrauen . . .?"

„Beruhigen Sie ſich, Herr Graf, und nehmen Sie gefälligſt wieder Platz . . . Es iſt ja nicht meine Schuld, wenn der Schein gegen Sie iſt. Indeß muß man in dieſer ſo geheimnißvollen Sache zufällige Vorausſetzungen annehmen, wenn man keine vernünftigen auffinden kann. Außerdem werden Sie doch ohne Zweifel mit mir darüber einverſtanden ſein, daß ein ſolcher Unglücklicher, welcher damit umgeht, ſeinem Leben ein Ziel zu ſetzen, ſeinen Entſchluß gewöhnlich in einigen Zeilen ſeiner Familie, ſeinen Freunden mittheilt und dieſen ein letztes Lebewohl ſagt; jedoch hat man nichts dergleichen, weder am Körper des Todten, noch in ſeiner Wohnung in Barneville gefunden, was nur entfernt auf einen Selbſtmord ſchließen ließe."

„Hierauf weiß ich Ihnen nichts zu antworten."

„Ein einziger Umſtand, fuhr der Richter fort, möchte entfernt auf eine Abſicht ſchließen laſſen; wir haben die beſtimmte Gewißheit, daß Eduard von Barneville kurz vor der Kataſtrophe einen Brief in ſeiner Brieftaſche bei ſich gehabt hat . . . . Vielleicht eine halbe Stunde vor dem Ereigniſſe hatte er eine Perſon im Grauen Hauſe gebeten, dieſen Brief der Adreſſe zuzuſtellen. Man hat dieſes

Anſinnen zurückgewieſen; und ſo hätte ſich dieſes Schreiben, ſo wie die Brieftaſche, in den Taſchen des Todten finden müſſen."

„Aber, fragte der Graf mit heftiger Aufregung, weiß man, an wen der Brief gerichtet war?"

„Niemand hat das geſagt . . . . doch kann man es wohl vermuthen."

Herr von Ganges bemühte ſich vergebens, ſeine Unruhe vor dem forſchenden Blicke des Richters zu verbergen. Dennoch aber erwiederte er nach einer kurzen Pauſe:

„Nun wohl, mein Herr, ſehen Sie daraus, daß Eduard von Barneville, bevor er ſeine verhängnißvolle Abſicht zur Ausführung brachte, einem ſeiner vertrauteſten Freunde ſeinen Vorſatz mittheilen wollte?"

„Was mag aber aus ſeinem Briefe geworden ſein? Ueberdies wollte Herr von Barneville an demſelben Tage abreiſen; und ſollte wohl dieſes Actenſtück die Abreiſe ebenſo wie den Selbſtmord aufklären . . . . Ich bitte Sie, Herr Graf, fügte der Richter mit überredender, faſt ſchmeichelnder Stimme hinzu, verlaſſen Sie dieſen von Unwahrſcheinlichkeiten und Widerſprüchen gefüllten Weg, in den

Sie gerathen ſind. Sie hören auf die Eingebungen eines falſchen Ehrgefühls, da Sie ein Geheimniß zu verbergen ſuchen, das doch bald auch ohne Sie bekannt werden wird .... Geſtehen Sie ein, eine geheime Abneigung gegen Eduard von Barneville gehabt zu haben; geben Sie zu, daß Sie, beim zufälligen Zuſammentreffen mit dieſem jungen Mann, ihn haben veranlaſſen wollen, ſich mit Ihnen zu ſchlagen. Er hat dies verweigert, hat Sie vielleicht beleidigt, und in einem Anfalle von Zorn .... Geſtehen Sie nur endlich ein, daß Sie beim Suchen des Beweiſes ſeiner Verirrungen den irgend Jemand compromittirenden Brief fanden und ihn vernichteten .... Sagen Sie mir, iſt das nicht die reine Wahrheit, Herr Graf? Bekennen Sie dies freimüthig und dieſe beklagenswerthe Geſchichte wird leicht beigelegt werden können."

Die verſchiedenſten Gefühle ſpiegelten ſich auf dem etwas hochmüthigen Geſichte des Herrn von Ganges ab.

„Und wenn es ſich um mein Leben handelte, ſo würde ich das nicht als wahr anerkennen können, was ſicher falſch iſt."

Dieſe Beharrlichkeit, welche dem Eigenſinne ziemlich ähnlich ſchien, machte auf den Richter einen unangenehmen Eindruck. Sein bisher wohlwollender Ton ſchwand und wurde durch eine kalte Höflichkeit erſetzt.

„Ich ſehe, Herr Graf, ſagte er, daß Sie von der Ausdehnung der in der Voruntersuchung ermittelten Vorgänge keinen Begriff haben .... Würden Sie mir vielleicht erklären, weshalb Sie ſo plötzlich mitten in der Nacht und verkleidet nach Saint-Leger gekommen ſind, ohne die Frau Gräfin von Ihrer Ankunft vorher in Kenntniß geſetzt zu haben?"

„Ich wollte der Gräfin, die ich ſeit länger als einem Jahre nicht geſehen hatte, eine Ueberraſchung bereiten."

„Sehr ſchön! aber wozu ſollte eine Verkleidung dienen? Andererſeits erſchien Ihr Benehmen gleich anfangs ſehr wunderlich und ſonderbar. Beim Eintreten in das Schloß befehlen Sie der zu Ihrem Empfange herbeigeeilten Dienerſchaft, unbeweglich auf dem Vorplatze ſtehen zu bleiben; dann nehmen Sie eine Laterne und laufen ganz zerſtört bis zum Ende des Gartens; endlich gehen Sie

die Treppe zu dem Zimmer der Frau von Ganges hinauf und nun erſt, als Sie dieſe feſt ſchlafend gefunden haben, ſind Sie ruhig geworden. Wie wollen Sie mir dieſe Sonderbarkeiten erklären?"

„Die Unverſchämtheit meines Aufſehers hatte mich außer mir gebracht, und in der Aufregung, in der ich mich befand .... Es ſcheint mir jedoch, mein Herr, daß dieſe Thatſachen der Anklage völlig fremd ſind."

„Sie ſchließen ſich ihr vielmehr auf die allerengſte Weiſe an. Es giebt noch eine andere Perſon, deren Schritte aufgeklärt werden müſſen, das iſt der alte Franz, Ihr alter Kammerdiener. Unglücklicher Weiſe erlaubt ſein beunruhigender Zuſtand ſeine Vernehmung nicht; daher wende ich mich an Sie um Aufſchluß über ſein unerklärliches Benehmen."

Der Graf wiederholte die Mittheilungen, welche er Dubreuil gemacht hatte; jedoch war Herr von Germont dadurch nicht zufrieden geſtellt.

„Hatten Sie, fuhr er fort, nicht einen beſonderen Grund, Franz vor jedem Andern den Vorzug zu geben? Hatte dieſer Menſch zum Beiſpiel Ihnen nicht eine geheimnißvolle Mittheilung über

gewiſſe Ereigniſſe aus dem Privatleben im Schloſſe von Saint-Leger gemacht? Hatte er es nicht verſucht, einen gewiſſen Verdacht gegen eine Ihnen theure Perſon zu wecken?"

„Mein Herr!" . . . . antwortete der Angeklagte leidenſchaftlich. Jedoch ſich gleich wieder beruhigend, fuhr er fort:

„Sie werden wohl begreifen, daß ich mich weigern werde, Ihnen auf dieſem Boden zu folgen; meine Würde erlaubt mir nicht, auf dergleichen Fragen zu antworten."

„Nun dann, antwortete der Richter mit bekümmerter Miene, ſehe ich wohl, daß ich von Ihnen das nicht erfahren werde, was mir der Grund von Allem geweſen zu ſein ſcheint. Ich habe Ihnen, Herr Graf, bereits geſagt, daß Sie einem falſchen Ehrgefühl zu ſehr ſich überlaſſen . . . . Nichts deſto weniger zwingt mich mein Amt, alle Spuren zu verfolgen, wenn dieſe auch meinen Gefühlen als Mann von Welt widerſtreiten ſollten. Ich bitte, Frau von Ganges herbeirufen zu laſſen."

„Sie! rief der Graf in außerordentlicher Aufregung; ich mag ſie nicht ſehen! ſähe ich ſie jetzt, ich wäre im Stande . . ."

„Zu was? ſind Sie gegen Frau von Ganges erzürnt?"

Der Graf begriff, daß er durch ſeine Weigerung die Waffen gegen ſich ſelber kehren würde.

„Zorn gegen meine theure Leocadie, antwortete er mit erzwungenem Lächeln, das können Sie unmöglich glauben. . . Nur weil Frau von Ganges mit der Anklage durchaus nichts zu thun hat, würde es mir einen außerordentlichen Kummer verurſachen, ſie den Plackereien und Verhören der Juſtiz, welche leider oft ſehr unbeſcheiden ſind, ausgeſetzt zu ſehen."

„Ich wünſchte im Stande zu ſein, ein ſolches Zartgefühl achten zu dürfen, bin aber leider gezwungen, darauf zu beſtehen, daß die Frau Gräfin ſofort hier erſcheine."

Ungeachtet des wahrhaft feinen Tons der Gerichtsperſon, verhehlte ſich Herr von Ganges doch nicht, daß ihm ein Befehl gegeben war. Er zog daher mit zitternder Hand an der Klingelſchnur und beauftragte Julius, welcher darauf erſchien, die Gräfin zu benachrichtigen.

Der Richter ſowohl, wie der Angeklagte, beob-

achteten, während Leocadie erwartet wurde, beiderseits das tiefste Stillschweigen.

Herr von Germont schien über die erhaltenen Antworten nachzudenken und die Fragen im Geiste zusammenzustellen, welche er noch zu thun hatte. Was den Grafen betrifft, so war seine Angst so groß, daß er sich ihrer nicht bemeistern konnte. Er wechselte fortwährend die Farbe, war bald blaß, bald carmoisinroth; ein kalter Schweiß floß von seiner Stirn herab; seine Hände waren krampfhaft zusammen gepreßt.

Man brauchte nicht lange zu warten. Unstreitig hatte die Gräfin es vermuthet, daß auch sie vor den Richter werde geladen werden, denn sie erschien in einer gewählten, den guten Geschmack bekundenden und ihre äußere Persönlichkeit hebenden Kleidung. Ihr Gesicht verrieth, allen ihren Anstrengungen zum Trotz, Abspannung und Schlaflosigkeit, jedoch schien dasselbe für den Gegenstand zusammengesetzt zu sein; man las darin ein wenig Traurigkeit, zugleich aber auch eine Sicherheit, welche von einem sehr festen Entschlusse herzurühren schien.

Herr von Ganges sowohl, wie der Richter, waren aufgestanden, sie zu empfangen. Die beiden

Ehegatten wechſelten auf der einen Seite einen Blick voller Mißtrauen und Zorn, auf der anderen, Seitens der Gräfin, voller Schmerz und Liebe. Herr von Germont führte ſie zu einem Lehnſtuhle auf der anderen Seite des Kamins, dann ſetzte er ſelbſt ſich zwiſchen die Frau und den Mann, vielleicht um die Zeichen des Einverſtändniſſes, die ſie wohl die Abſicht haben konnten zu wechſeln, ſogleich aufzufangen.

Eine gewiſſe Beängſtigung herrſchte anfangs unter dieſen drei Perſonen.

„Madame . . . meine theure Freundin, ſagte endlich der Graf, indem er ſeiner Stimme die größte Lieblichkeit zu geben ſuchte, es iſt nicht mein Fehler, wenn Sie auf dieſe Weiſe gezwungen werden, meinen Verdruß zu theilen; ich wollte Sie ſo gern außerhalb dieſer traurigen Verhandlungen laſſen; es iſt mir dies aber nicht erlaubt worden.“

Herr von Germont verſuchte dagegen Widerſpruch zu erheben.

„Iſt es denn nicht meine Pflicht, Guſtav, ſagte die Gräfin mit einer melancholiſchen Lebhaftigkeit, meinen Antheil an Ihrem Kummer, Ihren Erniedrigungen zu nehmen? Seit der langen Zeit,

während welcher wir getrennt leben, habe ich weder Ihre Vergnügungen noch Ihre Freuden theilen können; laſſen Sie mich nun wenigſtens mit Ihnen leiden und glauben Sie mir, daß meine perſönlichen Uebel noch weniger mich angreifen werden, als die Ihrigen."

Der Graf antwortete nicht; Herr von Germont erwiederte:

„Ich begreife es ſehr wohl, Madame, wie peinlich ſowohl Ihre als des Herrn Grafen Lage iſt; jedoch die meinige iſt nicht weniger ſchwierig . . . Ich bitte Sie daher, an die unvermeidliche Nothwendigkeit zu denken, der ich unterworfen bin, falls ich gezwungen ſein ſollte, Fragen, die ihr Zartgefühl verletzen dürften, an Sie richten zu müſſen."

Leocadie verneigte ſich ſtillſchweigend; der Graf hatte die Augen ſtier auf die Feuerbrände im Kamin gerichtet und ſchien kaum darauf zu achten, was geſprochen wurde.

„Madame, fuhr der Richter fort, darf ich aus Ihren letzten Worten ſchließen, daß in Folge der freiwilligen Entfernung des Herrn Grafen, oder auch nicht, eine wirkliche, gegenſeitige Kälte zwiſchen Ihnen und Ihrem Gatten eingetreten geweſen ſei?"

„Eine Kälte? Nein, mein Herr; ich fühlte eine große Kleinmüthigkeit, eine tiefe Traurigkeit, die mir nirgends Ruhe ließen. Ich hielt mich für verlaſſen; ich weinte, ich regte mich fortwährend auf, um Zerſtreuungen aufzuſuchen, die ich doch nicht fand .... Alle die, welche ſich mir nähern, werden Ihnen ſagen können, wie viel Leiden auf mein Gemüth eingewirkt hatten .... Die Einſamkeit, die gekränkte Eigenliebe, die Unmöglichkeit mein Geheimniß irgend einem Menſchen anvertrauen zu können, hatten meine Ideen verwirrt; dieſe Verwirrung ging, ich muß es bekennen, bis zur Ausſchweifung .... Aber, was beweiſt dies Alles, mein Herr, wenn ich deshalb gegen den Urheber meines Kummers weder Kälte noch Gleichgültigkeit zeige? Ungeachtet ſeines gegen mich begangenen Unrechts liebte ich ihn ſtets, und ich würde mein Leben darum gegeben haben, um ihm zu gefallen."

Herr von Ganges machte eine Bewegung; ſeine Lippen bewegten ſich ſo, als hätte er reden wollen; aber eben ſo ſchnell warf er ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück.

„Solche Geſinnungen gereichen Ihnen und dem Herrn Grafen zur Ehre, antwortete der Rich-

ter; aber in der Abgeſchiedenheit, in der Sie lebten, hatten Sie Verbindungen mit Ihren Nachbarn von Barneville unterhalten, und es wird verſichert, daß der unglückliche junge Mann, der auf eine ſo tragiſche Weiſe geſtorben iſt, für Sie eine heftige Leidenſchaft gefühlt habe . . ."

Bei dieſer ſchmerzlichen Erinnerung konnte die Gräfin ſich nicht mehr halten. Die Thränen floſſen aus ihren Augen und ſie ſchluchzte in ihr Schnupftuch, während ſie gezwungen war, ſich umzukehren. Ihr Gemahl beobachtete ſie mit wildem Blicke; der Richter ſah ihn von der Seite an, während er langſam aus einer goldenen Doſe eine Priſe Tabak zu nehmen ſuchte.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr, ſagte die Gräfin mit einer noch ſehr aufgeregten Stimme, dieſer junge Mann war der einzige Sohn einer alten Freundin von mir; ich ſah ihn häufig und ich glaube ſogar, eine Veranlaſſung mit zu ſeinem bedauerlichen Tode zu ſein . . ."

Sie hielt von Neuem inne. Herr von Germont, den das Verlangen, die Wahrheit zu erforſchen, ganz in Anſpruch nahm, bemerkte nicht, um welchen

Preis von Torturen dieſes Geſtändniß war abgelegt worden.

„Ah! ſagte er mit freudiger Stimme, endlich erfahre ich doch nun etwas! . . . . Sie leugnen alſo nicht, Madame, dieſe ſo verhängnißvolle Leidenſchaft des jungen Barneville für Sie gekannt zu haben?"

„Wie ſollte ich dieſelbe nicht gekannt haben? Sie zeigte ſich auf ſeinem Geſicht, in ſeinen Blicken, ſelbſt in ſeinem Stillſchweigen. Er war faſt wie ein Kind, das ſeine Eindrücke nicht zu verſtellen wußte, und . . ."

„Und Sie, Madame, und Sie?" platzte der Graf hervor.

Dieſer drohende Ton machte Leocadie erſtarren; ſie war einer Ohnmacht nahe; jedoch, gegen dieſen Eindruck kämpfend, antwortete ſie mit ſchwacher, aber feſter Stimme:

„Ich, mein Herr, fühlte Mitleid mit den Leiden, deren Urſache ich war . . . Dennoch habe ich Herrn von Barneville niemals geliebt."

Herr von Ganges fiel wieder in ſeine ſcheinbare Gleichgültigkeit zurück. Leocadie aber fuhr fort:

„Außerdem muß ich noch ein anderes Bekennt-

niß ablegen .... Es bemächtigte ſich meiner während dieſer ſo unſchuldigen und ſo wahren Liebe ein grauſamer Gedanke. Stets darüber grübelnd, durch welche Mittel es mir wohl gelingen könne, den Grafen wieder zu mir zurückzuführen, glaubte ich endlich, daß die Eiferſucht wirkſamer ſein würde, als meine Reſignation. Ich wies daher die Annäherung des Herrn von Barneville nicht mit gehöriger Strenge zurück, ich hielt ihn nicht in derjenigen Entfernung von mir, wie dies vielleicht meine Pflicht geweſen wäre ... O! verzeihen Sie mir dieſe Koketterie; ich fühlte mich in meiner Verlaſſenheit ſo unglücklich; ich war wahnſinnig! Es ſchien mir gewiß, daß mein Gemahl, früher oder ſpäter, von meiner Leidenſchaft würde in Kenntniß geſetzt werden, daß er Verdacht ſchöpfen, hierher eilen, und daß ich ihm dann würde ſagen können; „„Ich habe außer Ihnen nie Jemand geliebt; ich werde keinen Andern lieben, wie Sie ....““

Nun hielt der Graf ſich nicht mehr.

„Leocadie, meine theure Leocadie, rief er, iſt das auch wahr?“

„Es iſt wahr, Guſtav, ich ſchwöre es zu Gott.“

Die ſtrafbare Gräfin leiſtete durch dieſe Erzäh-

lung dennoch keinen Meineid; Alles, was ſie ſagte, beruhete auf der ſtrengſten Wahrheit. Sie hatte beim Dulden der Liebe des Herrn von Barneville nur den einzigen Gedanken, ihren Gatten durch den Stachel der Eiferſucht zu ſich zurückzubringen. Was ſie jedoch nicht geſtand, und was ſie gern ſich ſelbſt verhehlt hätte, das war der fürchterliche Erfolg, den dieſes treuloſe und gefährliche Spiel für ſie ſelbſt hatte.

In Folge dieſer Auslaſſung wechſelten die beiden Gatten einen langen, ſympathetiſchen Blick; ſelbſt Herr von Germont ſchien dieſe Genugthuung zu theilen.

„Ich danke Ihnen, Madame, ſagte er; Ihre Freimüthigkeit wird für Alle von herrlichem Erfolg ſein .... Ich will Sie nur noch Eins fragen; glauben Sie, daß der Herr Graf die Beziehungen, in denen der Herr von Barneville zu Ihnen ſtand, gewußt hat?“

Leocadie wiederholte ihre Muthmaßungen hinſichtlich Franz's, und dieſes Mal gab Herr von Ganges durch ein Kopfnicken ein beſtätigendes Zeichen.

„Auf dieſe Weiſe, fuhr der Richter fort, ſteht es feſt, daß der Herr Graf einen geſetzlichen Grund

zum Haſſe gegen Eduard von Barneville hatte... Nur eine Frage, Madame, und ich werde Sie dann nicht mehr quälen ... Glauben Sie, daß Herr von Barneville über Ihre Härte hätte zur Verzweiflung gebracht werden können, um ſeinem Leben ein Ziel zu ſetzen?"

„Schonen Sie meiner, mein Herr, ſtammelte ſie; es würde für mich zu peinlich ſein, wenn ich dieſes furchtbare Problem zu löſen ſuchen ſollte."

„Von nun an, Herr Graf, ſagte der Richter, indem er ſich zu dieſem wandte, muß ich Sie wieder um Auskunft bitten .... Der Schleier iſt auf dem Punkte, wo wir jetzt ſtehen, zur Hälfte gelüftet. Die Umſtände ſind der Art, daß ſelbſt in dem Falle, wenn Sie das Unglück gehabt haben ſollten, dieſen Mann, der Ihr häusliches Glück zu ſtören verſuchte, bei einem zufälligen Zuſammentreffen zu tödten, Sie doch nur eine leichte Strafe erhalten würden. Bekennen Sie alſo, daß, als Sie ſich mit Eduard von Barneville Auge gegen Auge gegenüber ſtanden, Sie in Streit zuſammen gerathen und daß ein Kampf ..."

Der Graf machte eine ungeduldige Bewegung.

„Mein Herr, ſagte er lebhaft, ich wiederhole

Ihnen, Eduard von Barneville iſt durch Selbſtmord geſtorben."

Der Richter, welcher ſich ſchon am Ziele ſeiner Anſtrengungen wähnte, mußte durch das halsſtarrige Leugnen des Angeklagten dennoch vor dem Hafen Schiffbruch erleiden. Er erhob ſich lebhaft von ſeinem Stuhle und ſagte in trockenem Tone:

„Es iſt genug, Herr Graf, und Zeit, dieſe Unterhaltung aufzuheben . . . Ich bedaure, daß Sie die Freimüthigkeit der Frau Gräfin nicht nachahmen zu müſſen glauben; jedoch werden Ihre Behauptungen bald unnütz ſein. Dieſer Brief, den Eduard von Barneville bei Vinet gezeigt, den er aus einer grünen Brieftaſche gezogen hat, dieſer Brief, welcher beſtimmt Aufſchluß über das tragiſche Ende ſeines Verfaſſers geben muß, kann nicht verloren gegangen ſein."

Die Gräfin war plötzlich wieder erbleicht.

„Was ſagen Sie, mein Herr? fragte ſie zitternd; dieſer junge Mann hatte einen Brief geſchrieben . . . und an wen war dieſer gerichtet?"

„Allem Anſcheine nach an Sie, Madame. Vinet hat ſich geweigert, ſich damit zu befaſſen, und Barneville hat ihn wieder mit ſich genommen; und

dennoch iſt dieſes wichtige Schreiben, wenige Augenblicke ſpäter, als man den Körper unterſuchte, verſchwunden geweſen. Der Herr Graf behauptet durchaus feſt, davon keine Kenntniß gehabt zu haben. Es muß daſſelbe entweder zerriſſen, oder mit der Schreibtafel verloren gegangen ſein; man muß daher beides, entweder ganz oder zerriſſen, wieder auffinden. Ich habe deshalb Befehl gegeben, daß man mit der größten Sorgfalt das Gehölz zwiſchen dem Grauen Hauſe und der Thränenquelle durchſuche. Man wird, wenn es nöthig ſein ſollte, alle Bäume abhauen, man wird das Gras bis auf den letzten Halm abmähen .... Ich behaupte, dieſes Papier wird, und ſollte es in die allerkleinſten Stücke zerriſſen ſein, ſich wiederfinden. Ich ſelbſt werde dies Geſchäft leiten .... Nun, Herr Graf, Sie können ſich auch jetzt noch durch Ihre Aufrichtigkeit ein Verdienſt erwerben, das in wenigen Stunden keinen Werth mehr hat .... Sie haben mir nichts zu ſagen?"

Wie man ſieht, war Herr von Germont zähe, aber Herr von Ganges war dies nicht weniger.

„Nichts", antwortete er kalt.

Der Richter griff nach ſeinem Hute.

„Ungeachtet Ihres hartnäckigen Leugnens, ſagte er, will ich Sie dennoch nicht dadurch beleidigen, daß ich Sie der erniedrigenden Ueberwachung eines Gendarmen unterwerfe. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das Schloß nicht eher verlaſſen zu wollen, bis dieſe beklagenswerthe Angelegenheit ihre Löſung gefunden hat?"

„Ich gebe Ihnen daſſelbe, mein Herr, und danke Ihnen für dieſe Nachſicht, deren ganzen Werth ich zu erkennen weiß."

Herr von Germont grüßte artig und entfernte ſich.

Beide Ehegatten ſahen ſich nun allein und blickten einander einen Augenblick ſprachlos an. Endlich trat Herr von Ganges auf ſeine Gemahlin zu, öffnete die Arme und ſie ſtürzte an ſeine Brnſt.

„Leocadie, meine arme Leocadie, murmelte Herr von Ganges, wie bin ich doch gegen Sie ſo ſtrafbar! Können Sie mir jemals das, was Sie gelitten haben, verzeihen?"

„Guſtav, ſagte nun ihrer Seits die Gräfin, während ſie ihn mit einer Art Raſerei an ihr Herz drückte, Guſtav, warum kommt dies Bekenntniß

ſo ſpät? Wir hätten viel Unglück, viele Fehler vermeiden können!"

Bald jedoch ſchien eine trübe Ahnung ihre Freude wieder zu beunruhigen; ſie hörte kaum auf die ſchmeichelnden Worte ihres Gatten, ſie empfing zerſtreut ſeine Liebkoſungen. Endlich entriß ſie ſich, unter dem Vorwande großer Ermüdung, ſeinen Armen, ſtürzte plötzlich davon und fiel, kaum in ihrem Zimmer angelangt, ohnmächtig nieder.

An demſelben Tage kehrte Herr von Germont, der die Nachſuchungen im Walde ſelbſt geleitet hatte, um die Auffindung der Brieftaſche Barneville's zu ermöglichen, gegen Sonnenuntergang nach dem Dorfe, wo er vorläufig Quartier genommen hatte, gedankenvoll zurück.

Die beſonderen Aufſeher von Saint-Leger, die Feld-Aufſeher der benachbarten Ortſchaften, mehrere Gensdarmerie-Brigaden, ohne die große Zahl anderer Arbeiter zu rechnen, hatten den ganzen Tag mit dieſen Nachforſchungen ſich beſchäftigt. Man hatte den ganzen Erdboden zwiſchen dem Grauen Hauſe und der Thränenquelle auf das Allergenaueſte unterſucht; der Zaun von Vinet's Garten war verſchwunden; alle großen Kräuter, alle Sträucher

waren abgemähet; die kleinſten Vertiefungen im Boden waren nachgeſehen; ja, man hatte ſelbſt die Vorſicht gebraucht, das Bette des kleinen Baches, den die Quelle bildete, einer Unterſuchung zu unterwerfen. Deſſen ungeachtet war weder die Briefſtaſche, der Brief, noch die koſtbaren Stücke deſſelben, aufgefunden worden, und dieſes unbegreifliche Verſchwinden beſchäftigte gerade in dieſem Augenblicke den Scharfſinn der gewandten Juſtizperſon.

Wenige Schritte hinter ihm her folgte Vinet, den Herr von Germont ſich als den gebildetſten und denjenigen Aufſeher zur Beihülfe ausgewählt hatte, der ihm die bedeutendſten und wichtigſten Mittheilungen machen konnte. Der gute Mann ſchien beſorgt, murmelte, während er ſich rechts und links in der Dämmerung des Waldes umſchauete, wie aus Gewohnheit:

„Ah! Henker! Henker! . . . Henker . . .“

Der Richter blieb ſtehen, um ihn zu erwarten.

„Mein Freund, ſagte Herr von Germont, wiederholen Sie mir doch die Worte Eduard's von Barneville, als er ſich an Ihrem Gartenfenſter zeigte. Uebergehen Sie aber ja nichts, denn ein

einziger, ſelbſt der kleinſte Umſtand kann uns den Weg zu Entdeckungen zeigen.“

Der Aufſeher gehorchte, glitt aber ungeachtet der wiederholten Aufforderungen des Richters durchaus über die früheren Beziehungen Eduard's von Barneville und Fanchette's hinweg. Herr von Germont hörte ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu.

„Das iſt unbegreiflich, ſagte er endlich; was iſt wohl aus dieſen Gegenſtänden geworden? Es iſt nur eine einzige Vorausſetzung anzunehmen; es iſt die, daß der Graf von Ganges ſich nach Barneville's Tode der Brieftaſche in der Meinung, etwas darin zu finden, was ſeiner Ehre zuwider liefe, bemächtigt hat; der Graf leugnet indeß eben ſo den Mord wie die Entwendung!“

„Er leugnet, mein Herr, fragte der Aufſeher, deſſen Geiſt ſehr thätig beſchäftigt ſchien, er leugnet . . . mordicus?“

„Mit einem ſolchen Nachdruck, mit einem ſolchen Accent der Wahrheit, daß ich ihm glauben würde, wenn irgend eine andere Auslegung zuläſſig wäre.“

Vinet kratzte ſich hinter'm Ohr.

„Zum Henker! mein Herr Richter, ſagte er in einem entſchloſſenen Tone, wenn er es ſagt dann iſt es gewiß ſo. Herr von Ganges iſt ein Edelmann von altem Stamme und würde ſich mit keiner Lüge beſudeln, ſelbſt wenn dieſe Lüge ihm das Leben retten könnte. Man muß alſo etwas Anderes ſuchen."

„Suchen! Suchen iſt viel leichter als finden!"

„Hören Sie mich an, Herr von Germont, fuhr der Aufſeher fort, während er mit den Augen blinzelte, Sie haben, wie man zu ſagen pflegt, bereits einen Luchs geſehen, das iſt endlich leicht zu errathen, und ich glaube, daß, wenn man Ihnen ein wenig zur Hand geht, Sie ſehr ſchnell ein Knäuel abzuwickeln wiſſen . . . Aber, Henker! man iſt nicht immer auf Alles bedacht. So zum Beiſpiel, haben Sie ſich wohl den Umſtand reiflich überlegt, daß Herr von Barneville Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen und natürlich auch werthvolle Papiere und Geld bei ſich gehabt hatte? Nun iſt mir aber geſagt worden, daß in ſeinen Taſchen nichts dergleichen ſich gefunden hat."

„In der That, die Baronin von Barneville hat erklärt, ihrem Sohne an dem Morgen eine

kleine Summe in Gold und mehrere Bankſcheine gegeben zu haben. Dieſe Bankſcheine befanden ſich ohne Zweifel in der Brieftaſche."

„Aber das Gold? Sollte der Graf von Ganges, ein reicher Mann von hunderttauſend Livres Einkünften, wohl die Taſchen eines Leichnams durchſucht haben?"

Der Richter ſchlug ſich vor die Stirn.

„Vinet, ſagte er lebhaft, ich möchte Ihnen das ſonderbare Lob, das Sie mir eben ertheilt, gleichfalls ertheilen .... aber beeilen Sie ſich, mir Ihre ganzen Gedanken mitzutheilen."

„Nun gut! meine Anſichten ſind folgende: der Graf lügt nicht, der junge Herr von Barneville hat ſich ſelber das Leben genommen; aber vor der Ankunft meines Herrn an dem Orte des Ereigniſſes kann bereits eine andere Perſon die Taſchen des Todten durchſucht haben. Man möchte hier im Walde von Saint-Leger mehr als einen zu einer ſolchen ſchlechten Handlung fähigen Taugenichts finden!"

„Warten Sie .... Herr von Ganges hat in ſeinem erſten vor mir beſtandenen Verhöre geäußert, er habe bei ſeiner Ankunft auf dem Schau-

platze des Ereigniſſes ein leichtes Geräuſch in den Gebüſchen vernommen, ähnlich dem, als wenn ſich Jemand verſtecke oder die Flucht ergreife. Dieſen Umſtand habe ich ganz außer Acht gelaſſen, und der Graf ſelbſt, der ihn vielleicht für unweſentlich hielt, hat ſeiner auch nicht wieder erwähnt .... Verfolgen wir dieſen Punkt weiter, und ich denke, wir ſind dann auf einer guten Spur ... Wiſſen Sie vielleicht, ob einer dieſer Wilddiebe, die dieſen Wald unſicher machen, ſich in dem Augenblicke des Ereigniſſes in der Nähe befunden haben könnte?"

„Ja, ich kenne Einen, mein Herr! und namentlich den gefährlichſten und furchtbarſten von Allen ... Er war bei mir im Grauen Hauſe, um mich auszuſpioniren; da ich ihn aber als einen Schurken kenne, ſo habe ich ihn nachdrücklich und derb abgeführt, und wie ich glaube, in Furcht geſetzt. Er wird ſich in der Nähe der Quelle verſteckt und, wie ich dies vorausſetze, ſo den Selbſtmord mit angeſehen haben, aus dem er ſofort Nutzen ziehen zu müſſen geglaubt hat; das Gold, die Brieftaſche, ja ſelbſt das Piſtol, deſſen der arme junge Mann ſich bedient, ſind ihm gewiß als eine gute Beute erſchienen."

„Und wie heißt derjenige, den Sie wegen dieſes ruchloſen Diebſtahls in Verdacht haben?"

„Hieronymus Rouiller, Schulmeiſter im Kirchſpiel von Saint-Leger."

Zu gleicher Zeit erzählte Vinet, was er von dieſem Menſchen alles wußte. Er zählte die dem Leſer ſchon bekannten Vorfälle auf, das Erſcheinen des Geſpenſtes in dem Grauen Hauſe, in der erſten Nacht ſeines Dortſeins; die teufliſche Kunſt, durch die Rouiller Suſanne zu ſeiner Mitſchuldigen gemacht hatte; kam dann auf den Antheil, den dieſer Menſch an dem unglücklichen Ende bei der Thränenquelle hätte nehmen müſſen; ſo daß Herrn von Garmont auch nicht ein Wort dieſer Erzählung entging.

„Mein Freund, ſagte er endlich mit einer überlegenden Miene, ohnſtreitig iſt dieſer Hieronymus Rouiller ein Heuchler der ſchlechteſten Art; aber als Gerichtsperſon iſt mir die allergrößte Vorſicht auferlegt . . . Ich kann auf Vorausſetzungen, auf Vermuthungen und für ſich allein daſtehende Thatſachen keinen Vorführungsbefehl erlaſſen. Ich habe die Abſicht, die Geſchichte bei den Steinbrüchen, welche nicht hinlänglich unterſucht worden iſt, nach

Beendigung der Angelegenheit des Grafen von Ganges, wieder vorzunehmen. Erheben ſich dabei Verdachtsgründe gegen den Schulmeiſter, dann werde ich ihn gewiß nicht ſchonen. Bis dahin muß ich mich ſchon begnügen, ihn nur als Zeugen vorzuladen."

„Das würde ihn zu vorſichtig machen, und ich fürchte, daß er überhaupt jetzt ſchon zu ſehr auf ſeiner Hut iſt .... Glauben Sie mir, Herr Richter, man muß bei einem ſolchen Schnapphahn nicht ſo viele Bedenken tragen. Er iſt ein Verbrecher, ich laſſe mir meine Hand darauf verbrennen; meine Witterung, ſehen Sie, täuſcht mich nicht .... Der muß noch ganz andere Verbrechen verübt haben als die, welche ich vermuthe, und wenn Sie ihn ſo unverhofft faßten, würden Sie, ich bin dies überzeugt, nicht vieler Mühe bedürfen, ihm, trotz ſeiner Schlauheit und ſeiner Heuchelei, die Maske vom Geſicht zu reißen."

Die Gerichtsperſon lächelte von Neuem.

„Nun gut! es ſei, antwortete er; es geht zwar auf meine Verantwortlichkeit, wenn ich dieſes Individuum, auf ſolche Anzeigen hin, verhaften laſſe; aber ich ſetze Vertrauen in Ihre Witterung...

Wenn mir Rouiller überdies genügende Auskunft giebt, dann werde ich ihn ſogleich wieder entlaſſen."

„Ja, ja, mein Herr, wenn er nur erſt in Ihren Händen wäre, werde ich ganz ruhig ſein . . . beim Henker!"

Herr von Germont rief den Brigadier der Gensdarmerie, der eben einige von ſeinen Leuten wieder ins Dorf zurückführte, zu ſich und ſagte ihm leiſe einige Worte. Der Brigadier folgte dann dem Richter mit ſeiner Mannſchaft.

„Verlaſſen Sie mich aber auch nicht, Vinet, ſagte Herr von Germont, vielleicht dürfte ich Sie gebrauchen."

Während dieſer Unterhaltung hatte man den Wald verlaſſen; bald wurde der ſchlechte Gaſthof, in welchem Herr von Germont ſein Quartier genommen hatte, erreicht. In einem Augenblicke hatte der Gerichtsſchreiber den Befehl aufgeſetzt, den Herr von Germont unterſchrieb; dann wurde dieſer Befehl dem Brigadier behändigt, dem Vinet noch die nöthigen Anzeigen über die Wohnung und die Gewohnheiten des Schulmeiſters mittheilte.

Die Abweſenheit der Gensdarmen war nur von ganz kurzer Dauer; bald kehrte der Offizier mit

der Nachricht zurück, daß das Individuum, zu deſſen Einziehung er beauftragt worden, ſich nicht in ſeiner Wohnung befinde, und daß daſſelbe auch ſeit dem frühen Morgen von Niemandem geſehen worden ſei.

„Das iſt mein Fehler! rief nun Vinet mit einer Art von Zorn gegen ſich ſelbſt; ich habe geſtern zu viel geſchwatzt, weil ich mich abgeſetzt glaubte . . . Zum Henker! es iſt aber eigentlich auch nicht mein Fehler, wenn ich eine zu große Zunge habe! . . . Nun ſehen Sie aber wohl, fuhr er, ſich an den Inſtructionsrichter wendend, fort, daß dieſer verdammte Hieronymus kein gutes Gewiſſen haben muß, da er ſich ſo davon gemacht hat.“

„In der That ſchuldigt ihn ſein Verſchwinden an und ich werde nun das gegen ihn erlaſſene Verhaftsmandat aufrecht erhalten . . . . Wo aber ſoll man ſeiner jetzt habhaft werden? Er hat gewiß ſchon das Land verlaſſen.“

„Das iſt zwar nicht unmöglich; es könnte aber auch wohl ſein, daß er, wie der Fuchs, die Idee gehabt hätte, noch um ſeinen Bau herum Liſt auszuüben, bevor er dieſen für immer verläßt! Wollen Sie, mein Herr, mir Glauben ſchenken, dann be-

fehlen Sie, daß man den Schaffner der Pariſer Schnellpoſt, welche jede Nacht die Chauſſee paſſirt, überwache; alle dieſe Schaffner ſind gute Freunde der Wilddiebe. Sollte ſich nun Rouiller noch in dieſem Kreiſe aufhalten, dann wird er gewiß, wenn er erfährt, daß man bei ihm war, um ihn feſtzunehmen, ſo ſchnell wie möglich noch in dieſer Nacht abreiſen .... und er hat dies gewiß erfahren, denn dieſe Schurken wiſſen Alles."

„Das iſt eine gute Vorſicht, ſagte Herr von Germont; aber außerdem möchte ich auch eine Durchſuchung der Rouiller'ſchen Wohnung anſtellen laſſen."

„Und wiſſen Sie denn, was Sie darin finden würden? ſagte der Aufſeher grinſend: Meßbücher, Gypsabdrücke der heiligen Jungfrau, Roſenkränze und nichts weiter ... Dieſer verſchmitzte Kerl iſt viel zu ſchlau, als daß er nur die geringſten Kleinigkeiten, die ihn verdächtigen könnten, bei ſich aufbewahren ſollte. O! zum Henker, ich kenne ihn durch und durch ... Hören Sie, Herr Richter, ruhen Sie ſich nun aus, und laſſen Sie mich nur machen. Ich werde einen Menſchen beſuchen, der vielleicht ... ich will mich zwar für das Gelingen

meines Plans nicht verbürgen; jedoch werde ich es verſuchen."

„Und was iſt Ihre Abſicht, Vinet?"

„Geſtatten Sie mir, Herr Richter, Ihnen dieſelbe nur dann zu ſagen, wenn ſie gelungen ſein wird. Haben Sie Vertrauen zu mir, und vielleicht bringe ich Ihnen noch im Laufe dieſes Abends meine Neuigkeiten . . . Henker!"

Er ging plötzlich fort. Der Richter benutzte dieſen Augenblick, um durch etwas Ruhe und Nahrung, deren er ſo ſehr bedurfte, ſeine erſchöpften Kräfte zu ergänzen.

IV.

Die Entdeckungen.

Der Aufseher Vinet durchschritt, nachdem er den Gasthof verlassen hatte, mit großen Tritten das Dorf, ohne sich um die Neugierde, die seine Gegenwart im Orte den alten Frauen einflößte, weiter zu beunruhigen. Er erreichte bald das äußerste Ende einer kleinen, engen Straße, die nach dem Holze zu führte, und blieb vor einem ziemlich armseligen Hause stehen, das er wieder zu erkennen suchte. Endlich sicher, sich nicht geirrt zu haben, ging er durch einen dunklen Flur und kletterte eine knarrende Treppe zum ersten Stock des Hauses hinauf. In diesem Augenblicke fing es an Nacht zu werden; der Aufseher hatte nur noch so viel

Lichtſchein, um ſich nicht gegen die Mauern zu ſtoßen. Ein Geräuſch von Stimmen, das aus einem nahen Zimmer zu kommen ſchien, diente ihm zum Führer, und als er dann ſeine Hand an dem Drücker einer Thür fühlte, öffnete er ohne Zögern. Er befand ſich bei Louis Hubert.

Es war dies ein ziemlich großes Zimmer, von dem in dieſer Stunde der Dämmerung ein großer Theil in Schatten gehüllt war. Der dem Fenſter am nächſten gelegene Theil ſchien die Werkſtatt des Bewohners dieſes Quartiers zu ſein; man ſah dort eine Drehbank und das ganze Geräthzeug von Hohlmeiſteln, feinen und Kehlhobeln ꝛc., die nothwendigſten Bedürfniſſe eines Drechslers. Auf einem Simſe bemerkte man unter einer Glasglocke Hubert's Meiſterſtück, ein Stück Tiſchlerarbeit, das mit Recht die Bewunderung der Bewohner dieſer Gegend auf ſich zog. Es beſtand aus einer Art von Tempel mit Säulen und durchſichtig ausgeſchnitzten Roſetten, ſchlanken Glockenthürmen, zierlich ausgehöhlten Kugeln, in deren Innern Kreuze und Sterne angebracht waren; das Ganze war mit einer unendlichen Menge von Zierrathen aus Perlmutter, Ebenholz und Elfenbein verſehen, und von einer ſolchen

Feinheit und Leichtigkeit, daß man daſſelbe mit einem Windhauche zerbrechen zu können ſchien. Beim Beſehen dieſes Wunders von Geduld, Nettigkeit und gutem Geſchmack mußte man darüber erſtaunen, daß der geſchickte Künſtler, der dieſes Werk hervorgebracht, ſich hier in dieſen unbekannten Marktflecken Saint-Leger hatte begraben können. Der übrige Theil des Zimmers war, wie wir bereits geſagt, in Finſterniß gehüllt; jedoch ſah man darin wohl ein ziemlich ſchlechtes Bett und einige grobe Möbeln, welche dieſe kärgliche Einrichtung bildeten.

Bei dem Geräuſch, das Vinet's Eintreten verurſachte, ſchwiegen die Redenden plötzlich ſtill. Es waren deren zwei. Der Beſitzer der Wohnung, welcher in einem hölzernen Lehnſtuhle ſaß, während er ſein krankes Bein auf einen niedrigen Seſſel ausgeſtreckt hielt; die andere Perſönlichkeit hatte ſich aber ſo in den Hintergrund geſetzt, daß man ihre Züge nicht unterſcheiden konnte.

„Wie! Herr Vinet, ſagte Louis Hubert in freudigem Tone, während er ängſtlich aufſtand, bemühen Sie ſich wirklich zu mir?"

„Zum Henker! Das bin ich Dir doch wohl ſchuldig, mein Junge, antwortete der gute Mann

in wohlwollendem Tone, während er ihn veranlaßte, ſich wieder niederzuſetzen und gleichzeitig ſelber Platz nahm; nun, wie geht es mit Deiner Verletzung?"

„Es iſt nichts, Herr Vinet, eine Kleinigkeit ... ich würde, wenn es gefordert werden möchte, einen Contretanz tanzen, ja ſelbſt auf der Spitze des Berges vor Saint-Leger den Untergang der Sonne anſehen können .... Ach, was iſt ein Sonnenuntergang doch ſchön!"

„Hm! ich wußte es gar wohl, Choupille hat keinen giftigen Zahn ... Zum Henker! Ohne Dich, mein lieber Junge, würde ich wohl die Sonne niemals wieder weder unter- noch aufgehen geſehen haben, denn ich würde mir in dem Steinbruchgrunde das Genick gebrochen haben; und, meiner Treue, immer wäre das noch beſſer geweſen, als ſo dumm und verkrüppelt, wie dieſer arme Franz, leben zu müſſen."

„Dafür brauchen Sie mir keinen Dank zu ſagen, Herr Vinet, antwortete der junge Kunſtdrechsler, während er einen Blick über die Schulter nach ſeinem ſtummen Geſellſchafter warf, ſondern dem jungen redlichen Mann, der mir die Mittel gewährt hat, Ihnen dieſen Dienſt leiſten zu können."

„Man wird das nicht vergeſſen, wenn der geeignete Augenblick gekommen ſein wird, erwiederte der Aufſeher kalt; vielleicht iſt dieſer Augenblick nicht mehr fern. Der Inſtructionsrichter hat die Abſicht, die Geſchichte beim Steinbruche auf das Allergenaueſte zu verfolgen, und es werden Alle die, die verdächtig ſind, direct oder indirect an dieſem Verbrechen Theil genommen zu haben, verhaftet werden."

Die Perſönlichkeit, welche ſich im Schatten hielt, wurde durch dieſe Worte von Zuckungen befallen, während Hubert mit Aufregung ausrief:

„Sie verhaften! Kennt man ſie denn?"

„Zum Henker! man kennt ſie genau .... Der Richter hat ſchon ihr Namensverzeichniß, und, um den Anfang zu machen, hat man ſchon Gendarmen zum Anführer der Wilddiebe, dieſem ehrloſen Schurken Hieronymus Rouiller, dem Schulmeiſter, abgeſchickt.

„Zum Schulmeiſter? rief Hubert hitzig, iſt er nun endlich entlarvt?"

Dann wandte er ſich der ſtummen Perſon zu, deren unterdrückte Seufzer man hörte, und ſagte:

„Du ſiehſt nun, Claudius Pichard, daß Alles

verloren iſt; es wird nichts übrig bleiben, als die Wahrheit zu ſagen!"

Und er zog einen jungen Mann von ohngefähr zwanzig Jahren, von ziemlich anſtändigem Aeußern, der in Thränen zerfloß, hervor. Vinet betrachtete ihn begierig.

„Ei! zum Henker! Freund, Dich kenne ich; Du biſt ein Mitglied der Bande, und zum Beweiſe mußt Du noch einen rothen Strich auf dem Aermel Deiner Blouſe haben."

Claudius fiel auf ſeine Kniee.

„Es iſt wahr, Herr Aufſeher, ſtammelte er mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme; ich werde Alles geſtehen . . . . aber, im Namen des guten Gottes! ſuchen Sie es zu verhindern, daß ich beſtraft werde, meine arme Mutter würde darüber vor Kummer ſterben. Ja, ich bin während der Nacht mit den Uebrigen gegangen; ja, ich habe mitunter einen Faſan oder ein Rebhuhn genommen. Als ich in die Bande eintrat, ſagte man mir, es handele ſich nur darum, ſich luſtig zu machen, zu jagen, und den Aufſehern, die ſich mit uns nicht verſtändigen wollten, einige Streiche zu ſpielen. Indeß bereits ſchon im vorigen Jahre,

bei dem Unglücksfalle des armen Ducros, wollte ich mich zurückziehen; aber da überhäufte mich der Anführer mit Drohungen, so daß ich dies nicht wagte. Er ist gar zu niederträchtig! wir zitterten vor ihm . . . Was nun die Geschichte am Steinbruche betrifft, so hat der Schulmeister diese ganz allein mit Klein-Fuchs, einem armen, durch den Trunk blödsinnig gewordenen Menschen, den er ganz nach seinem Willen leitet, bewerkstelligt. An dem Tage, an welchem wir mit der Farbe gezeichnet wurden, hat er uns zusammenberufen und uns gesagt, daß wir nun nichts mehr zu schonen brauchten, daß er, um sich Ihrer zu entledigen, Ihnen einen schönen Streich spielen würde. Aber wir wollten ihn nicht anhören. Wüthend wegen unserer Weigerung, schlug er fluchend auf den Tisch (denn er flucht, wenn er bei uns ist), nannte uns nasse Hühner und erklärte uns endlich, daß er uns entbehren könne und seinen Plan mit Klein-Fuchs ausführen werde. Dann verließen wir ihn sämmtlich und ich lief, obgleich ich die Gegend, wo der Hinterhalt und die Falle gestellt werden sollte, nicht ganz genau wußte, so schnell ich konnte, sogleich zu Louis Hubert, um diesen zu benachrichtigen."

Claudius hatte in einem ſo reumüthigen und aufrichtigen Tone geſprochen, daß der ehrliche Aufſeher davon gerührt wurde; es lag jedoch in Vinet's Plane, dieſen Eindruck nicht merken zu laſſen.

„Deine gute Handlung ſoll Dir zu Gute kommen, mein Junge, antwortete er, während er ſeinen Kopf emporhob; unglücklicher Weiſe bin ich aber nicht der Richter . . . ich gebe Dir aber das Verſprechen, daß ich meinen Bericht hinſichtlich Deiner zu Deinen Gunſten einrichten werde."

„O, mein Gott! mein Gott! was wird aus mir werden? ſagte Claudius mit herzzerreißender Verzweiflung. Dahin führen alſo die vermeintlichen Scherze! . . . In das Gefängniß wandern, ein Straferkenntniß erhalten . . . . ich ſterbe vor Schaam! Meine arme Mutter ſtirbt darüber hin. . . . Retten Sie uns, Herr Vinet; im Namen alles Deſſen, was Ihnen das Theuerſte iſt, haben Sie Mitleid mit mir! Nur ein Einziger in unſerer Bande iſt ein wirklicher Miſſethäter; die Anderen ſind arme Teufel, die das Elend dazu treibt, oder junge Leute ohne Ueberlegung, wie ich! Sie werden es nie bereuen, mein guter Herr Vinet,

BAYERISCH. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

mich aus dem Moraſte gezogen zu haben; niemals, das ſchwöre ich Ihnen."

Dem redlichen Aufſeher waren Thränen in die Augen getreten, jedoch die Dunkelheit verhinderte, ſie zu ſehen; er ſchwieg daher aus Furcht, daß ſeine aufgeregte Stimme ſeine Rührung verrathen möge. Hubert begann nun in feierlichem Tone:

„Claudius hat Recht, Herr Vinet; unter dieſen Wildſchützen iſt nur Einer eines großen Verbrechens fähig; und dieſen brauche ich nun nicht mehr zu ſchonen .... Hören Sie alſo. Bis jetzt war ich durch einen Eid gebunden, und ich würde tauſend Drangſale ertragen haben, bevor ich ihn gebrochen. Aber an dem Tage, an dem ich wieder in Freiheit geſetzt wurde, verſprach ich mir, wenn der Mörder des Aufſehers Joſeph Dücros ein neues Verbrechen begehen würde, das erſte öffentlich zu denunciren; dieſes neue Verbrechen ſteht feſt; ich habe nun endlich die Freiheit, den Mörder Joſeph Dücros' anzugeben, es iſt dies der abſcheuliche Heuchler, Hieronymus Rouiller, der Schulmeiſter."

„Ah! zum Henker! das vermuthete ich!"

„Mein Gott! iſt das möglich? fragte Claudius im höchſten Erſtaunen; und Du rechtfertigteſt Dich

nicht, als Dich die ganze Welt mit Plackereien und Elend überschüttete?"

„Nein, Claudius, antwortete der junge Drechsler, und doch habe ich viel gelitten! . . . Mein jüngerer Bruder Victor, dieses arme blödsinnige Kind, wegen dessen ich den großen Fehler begangen hatte, mich mit den Wilddieben zu vereinigen, war während der Zeit, wo ich im Gefängniß saß, gestorben. Bei meiner Entlassung flohen mich die anständigen Leute und weigerten sich, mit mir umzugehen; ich fand meinen Lebensunterhalt nun durch meine Arbeit nicht mehr . . . . Und überdies war ich drei Monate hindurch in einem abscheulichen Gefängniß gewesen, wo ich weder Himmel noch Erde sehen konnte; ich habe die fürchterlichste Angst, ich habe allen Hohn und alle Schande ertragen . . . . Dennoch habe ich nichts gesagt; ich war in Bezug auf diesen Mann wie mit Blindheit geschlagen; er hatte mir einzureden gesucht, der Tod des Aufsehers sei ein zufälliger, durch eine Ueberrumpelung, was weiß ich es, herbeigeführt! Jetzt aber kenne ich den wahrhaften Hergang und ich kann darüber Beweise beibringen. Während meiner Abwesenheit hat Rouiller mein Gewehr aus meiner Wohnung geholt; das

ſeinige, welches ſtets im Walde verſteckt liegt, war wahrſcheinlich durch die Feuchtigkeit verdorben. Es war ihm genau bekannt, auf welche Stelle ich meinen Schlüſſel beim Fortgehen legte, und es war ihm daher ein Leichtes, in meine Wohnung zu gelangen. Es war am Abend, bald nach Einbruch der Dunkelheit, wie heute; der Leinweber Fichet, welcher damals mit ſeiner Frau dies Parterre-Quartier in dieſem Hauſe bewohnte, ſah Hieronymus mit meinem Gewehre, das er unter ſeiner Blouſe zu verbergen ſuchte, dem Walde zugehen. Gegen zwei Uhr des Morgens hörten beide Eheleute ein Geräuſch von Schritten auf der Treppe und waren der Meinung, ich komme zurück; ſie riefen dann: man antwortete aber nicht. Sie zündeten nun Licht an und ſahen den Schulmeiſter vor ſich, der ſie barſch fragte, was ſie wollten. Die armen Leute hatten eine ſolche Scheu vor ihm, daß ſie nicht zu erzählen wagten, was ſie geſehen hatten; jedoch hat mir der ehrliche Fichet ſpäter, als er mir dieſes erzählte, geſagt, daß er, wenn ich verurtheilt worden wäre, die Richter aufgeſucht und ihnen die Wahrheit geſagt haben würde. Fichet wohnt mit ſeiner Frau noch im Dorfe, zwei Schritte

von hier und man kann ihn jetzt, da ſie Hieronymus nicht mehr zu fürchten haben, darüber befragen."

Vinet ſtürzte auf den armen Hubert los und drückte ihn an ſeine Bruſt.

„Ich wußte es wohl, daß Du zu einer Niederträchtigkeit unfähig ſeieſt, und habe dies auch meiner Frau und Tochter noch früher geſagt, als Du mir am Schachte in dem Steinbruche das Leben gerettet haſt .... Aber, zum Henker! mir allein dürft Ihr, meine Freunde, dies nicht erzählen; wir wollen Herrn von Germont, dem Richter, in beſter Form Eure Ausſagen mittheilen. Sage mal, Kleiner, biſt Du wohl im Stande, bis zum Gaſthofe „zur großen Kanne" gehen zu können?"

„Ganz gewiß, Herr Vinet."

„Und auch Du gehſt mit, Claudius Pichard; Dein Zeugniß wird für den Richter von großer Wichtigkeit ſein."

„Ich möchte wohl, Herr Aufſeher, erwiederte der Wilddieblehrling, indem er wieder zu weinen begann; aber wenn mich der Richter ſieht und meinen Namen hört, dann nimmt er mich gewiß gleich beim Kragen."

Vinet lachte in ſeinen Bart hinein über dieſe Furcht; dennoch ſagte er in ernſtem Tone:

„Das iſt wohl wahr, daran habe ich nicht gedacht . . . . aber zum Henker! mein Freund, ich habe mit Dir und Deiner alten Mutter Mitleid; ich werde Dir ein Mittel angeben, Dich auf leichte Weiſe aus dem Handel zu ziehen: in dieſem Augenblicke, wo ich ſpreche, haben viel höher geſtellte Perſonen, als wir, großes Intereſſe, zu erfahren, wo ſich der Schulmeiſter verſteckt, was er macht und welche Pläne er hat. Du mußt über Alles dies Auskunft geben können; leere daher Deinen Sack, und ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß Du wegen des Vergangenen Nichts zu fürchten haben ſollſt.“

Ungeachtet ſeiner Angſt, ſchien Claudius dieſen Vorſchlag doch mit Schauder aufzunehmen. Die Rolle eines Denunzianten und Verräthers hat immer etwas Verhaßtes, ſelbſt wenn es ſich um ein Verbrechen handelt.

„Nicht wahr, fragte er furchtſam, man will ihn feſtnehmen? Sie geben zu, daß Sie ihn feſtnehmen wollen?“

„Und, zum Henker! wenn dies auch geſchähe?

Hat dieſer Schurke nicht genug Unglück angerichtet? Haſt Du nicht, ganz abgeſehen von dem Vorfall mit dem armen Franz, gehört, daß Hubert erzählte, wie dieſer Rouiller den Aufſeher Joſeph Dûcros um das Leben gebracht hat? Was verlangſt Du wohl noch mehr?"

„Sie haben wohl Recht, Herr Vinet; Dûcros war ein braver Mann! wenige Tage vor ſeinem Tode hatte er mich auf friſcher That beim Fangen eines Faſans ertappt; ſtatt aber gegen mich eine Anzeige zu machen, ſagte er zu mir: „„Du biſt der Sohn einer ehrlichen Frau; lauf . . . daß ich Dich aber nicht wieder treffe."" Und dieſe Geſchichte hatte für mich durchaus keine Folgen .... Kommen Sie, Herr Vinet, ich werde thun, was Sie verlangen, und das ſagen, was ich weiß."

Die Züge des Aufſehers zeugten von einer großen Genugthuung.

„Wohlan! mein Sohn, fragte er mit Eifer, was iſt aus Rouiller geworden?"

„Seit geſtern verbirgt er ſich bei Klein-Fuchs. . . . Sie wiſſen doch? in dem alten abgelegenen Gebäude mitten in der Haide."

„Ah! zum Henker! ſagte der etwas erſtaunte

Aufſeher; er hätte ſich wohl eine andere Herberge als gerade dieſes Häuschen wählen können; man kann ſich ihm ja nicht nahen, ohne mindeſtens eine Viertelſtunde weit in der Runde geſehen zu werden."

„Jetzt iſt er zwar da, Herr Vinet, aber es iſt möglich, daß er in einigen Stunden nicht mehr dort iſt . . . . Heute Abend wollte er einen Boten nach Houdan ſchicken, um den Schaffner der Schnellpoſt zu benachrichtigen, daß ihn dieſer gegen drei Uhr morgen früh eine Strecke mitnehmen ſollte. Ohne Zweifel wird er nun, wenn er weiß, daß man ihn hat verhaften wollen, ſeine Abreiſe noch mehr beſchleunigt haben."

„Ganz gut! Aber um ſo wie ein Lord zu reiſen, muß der Schulmeiſter doch auch Geld haben? Ich habe geglaubt, er vertrinke Alles in der Schenke."

„Ich glaubte dies auch; dennoch ſcheint er eine gute Einrichtung in ſeiner häuslichen Wirthſchaft getroffen zu haben . . . . Geſtern wollte er uns beſtimmen, das Land mit ihm zu verlaſſen, indem er uns vorredete, wir würden Alle in das Gefängniß geworfen werden; er zeigte uns gleichzeitig viele

Goldstücke und Geldscheine, die er aus einer schönen Brieftasche hervorzog; er sagte uns dabei, daß diese Geldscheine einen Werth von tausend Franks Silbergeld enthielten, und machte uns den Vorschlag, mit uns theilen zu wollen, wenn wir ihm folgen würden."

„Gold, eine Brieftasche, Bankscheine! rief Vinet, indem er vor Freuden aufsprang; das ist ein gut Geschäft für mich! Noch eins! mein Junge, sagte er dann in gesetztem Tone, ist Rouiller bewaffnet?"

„Ob er bewaffnet ist? sein Doppelgewehr verläßt in eben so wenig, wie sein Schatten, und außerdem trägt er auch jetzt noch ein schönes, mit Silber belegtes Pistol unter seinem Rocke... Unstreitig ist er also bewaffnet, gar nicht zu rechnen, daß Klein-Fuchs mit seinem alten Gewehre auch gerade kein schlechter Schütze ist. Sie werden fünf bis sechs Gensdarmen eben so schnell niederschießen, als man Zeit gebraucht, um sechs zu zählen."

Vinet beachtete diese beunruhigende Bemerkung nicht und sagte, indem er sich die Hände rieb:

„Also auch das Pistol! ah! zum Henker! das schmeichelt, einen solchen Geruch gehabt zu haben.

. . . Nun aber, meine Freunde, fuhr er hingeriſſen fort, laſſet uns ſogleich zu Herrn von Germont gehen, und uns mit ihm verſtändigen; es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren. Aber halt, noch einen Augenblick; es iſt nicht nöthig, daß man uns gemeinſchaftlich das Haus verlaſſen ſieht; das könnte die Leute aufmerkſam machen und der Schulmeiſter wird gewiß ſeine Spione im Orte haben. . . . Ihr gehet von Eurer Seite aus nach dem Gaſthofe; ſeid aber ganz beſonders auf Eurer Hut, auf dem Wege ja nicht zu tändeln oder mit irgend einem Menſchen zu ſprechen . . . . Ich werde einen anderen Weg einſchlagen, werde jedoch zu gleicher Zeit mit Euch bei dem Richter eintreffen. Das iſt nun im Reinen."

Hubert hatte einen Stock ergriffen, um ſein krankes Bein zu ſtützen, und ſtand zum Weggehen bereit. Sein Begleiter zögerte noch.

„Herr Vinet, ſagte er wieder bitterlich weinend, geben Sie mir aber auch Ihr Ehrenwort, daß man mich, wenn ich Ihnen folge, nicht feſtnehmen wird?"

„Nun ja, ich gebe es Dir, altes Klageweib; willſt Du den Beweis geliefert haben? Der Richter

weiß nicht einmal, daß Du in der Welt biſt . . . nur ich allein kenne Deine Angelegenheit, und wenn Du Dich gut aufführſt, dann wird eben ſo wenig der Richter wie der Gerichtshof jemals irgend ein Wort über das Vorgefallene erfahren; man muß aber den rechten Weg einſchlagen, verſtehſt Du, Claudius Pichard? . . ."

„Ach! mein guter Herr Vinet, Sie retten mir mehr wie das Leben, und meine Mutter wird für Sie beten!"

Wenige Minuten ſpäter trafen dieſe drei Perſonen einzeln, ohne bemerkt worden zu ſein, in dem Gaſthofe ein. Der Richter ſaß mit ſeinem Gerichtsſchreiber bei Tiſch und ſie bemüheten ſich, ein mageres Huhn zu verzehren, das noch vor zwei Stunden in einem Hofe gegackert hatte. Jedoch bei dem erſten Winke Vinet's ſprangen die Beamten vom Tiſche auf, gingen mit dem Aufſeher und den früheren Wilddieben in ein nebenſtehendes Gemach und die Ausſagen wurden in der gehörigen Form niedergeſchrieben. Als Vinet dem Herrn von Germont erzählte, auf welche Weiſe er dieſe wichtigen Entdeckungen gemacht, ſagte dieſer zu ihm, während er mit dem Auge blinzelte:

„Ah! Vinet, was würden Sie einen guten Instructionsrichter abgegeben haben! Aber ich finde Ihren Rath so außerordentlich gut, daß ich mich desselben von Neuem bedienen werde. Es ist sehr nöthig, daß wir uns, namentlich noch in dieser Nacht, des Hieronymus Rouiller bemächtigen .... Was meinen Sie, wenn ich das Haus von Klein-Fuchs von der Gensdarmerie und den Aufsehern von Saint-Leger einschließen ließe? Sagen Sie, Vinet! Unsre ganze Mannschaft ist noch im Dorfe und der Befehl würde schnell gegeben sein."

„Zum Henker! Wollen Sie, mein Herr Richter, ein leeres Nest finden, dann müssen Sie dieses Mittel anwenden .... Was meinst Du dazu, Hubert? Und Du, Freund Claudius?"

Hubert lächelte.

„Bevor man, sagte er, wird Zeit gehabt haben, die nothwendige Mannschaft zusammen zu bringen, wird der Schulmeister längst das Weite gesucht haben."

„Und dann, fügte Claudius, der sich nun hinlänglich sicher glaubte, um zu sprechen, hinzu: die Gensdarmen haben einen zu schweren Tritt, und der Schulmeister würde sie in einer Entfernung von

einer Viertelſtunde hören. Was die Aufſeher betrifft, ſo würden einige wohl nicht freiwillig mitgehen."

„Sie hören es, Herr Richter, ſagte Vinet. Man kann ihn nur durch Liſt und Kühnheit überrumpeln. Denn bei der geringſten Unvorſichtigkeit wird ſich Rouiller in den Wald flüchten und dann werden die wichtigen Gegenſtände, welche er bei ſich trägt, zugleich mit ihm verſchwinden. Mein Plan iſt folgender: es müſſen, um den Schulmeiſter ſicher zu machen, die ſämmtlichen Gensdarmen und Aufſeher entlaſſen werden. Dann müſſen nach drei Stunden von jetzt ab, wenn es recht finſtre Nacht iſt, drei entſchloſſene Leute ſich, auf dem Bauche kriechend, in die Heide ſchleichen, plötzlich in das Haus dringen und ſich auf den Verbrecher und ſeinen Helfershelfer ſtürzen, bevor ſich beide zur Wehr ſetzen können . . . Es wird dabei vielleicht etwas heiß hergehen, es wird aber gelingen."

„Glauben Sie das, Vinet? Sie ſagten mir ſelbſt, der Wilddieb ſei bis an den Hals bewaffnet und zu dem Aeußerſten bereit. Wir möchten wohl Niemand finden, der ſich einem gewiſſen Tode opfern würde, um dieſe Gefangennehmung zu bewirken."

„Ei! zum Henker! Sie finden wenigſtens einen und dieſer Eine bin, wenn Sie es gütigſt erlauben wollen, ich ſelbſt.“

„Sie, Vinet, ein Familienvater?“

„Iſt es denn nicht meine Pflicht? Außerdem habe ich, wenn ich es denn ſagen muß, mit dieſem Lump, der mir ſo viele ſchlechte Streiche geſpielt und ſogar meine arme Suſanne zur Spionin gemacht hat, noch ein Hühnchen zu pflücken; ich muß mich daher rächen und erbitte mir als eine Gunſt, daß man mich beauftrage, ihn zu faſſen .... Henker! das kömmt mir von Rechts wegen zu und wird mein Gewiſſen beruhigen.“

Dieſer Plan Vinet's ſchien auch nach der Anſicht Hubert's und Claudius Pichard's, die die Hülfsquellen dieſes furchtbaren Aufſehers der Wilddiebe ſehr gut kannten, der einzige zu ſein, von dem ein Erfolg zu erwarten ſtehe. Indeß waren ſie, wie der Richter, erſchrocken über die ſichere, faſt unvermeidliche Gefahr, welche Vinet laufen mußte. Der Eine wie der Andere bemühten ſich daher, den braven Aufſeher von ſeinem kühnen Vorhaben abzubringen; er aber lachte über ihre Furcht.

„Nun denn! ſagte Hubert entſchloſſen, wenn

Sie gehen, Vater Vinet, dann werde auch ich mitgehen . . . Ich kenne den Boden und die Gewohnheiten dieſes Verbrechers, und wenn man uns tödtet, dann ſoll man uns in Geſellſchaft tödten."

„Nein, mein Junge, das iſt unmöglich . . . . Denkſt Du denn nicht an Dein krankes Bein?"

„Bah! wir werden in der Haide auf den Händen und Knieen kriechen; was würden mir meine Beine nützen? Es ſteht feſt, ich begleite Sie... Wie Sie, habe auch ich etwas gegen ihn auf meinem Herzen, denn dieſer Räuber iſt ſchuld an allen meinen Leiden!"

„Meiner Treu! ſagte nun auch Claudius, durch das Beiſpiel mit fortgeriſſen, wenn Sie es erlauben, dann werde ich bis vor die Thüre von Klein-Fuchs der Ihrige ſein; ich verſpreche aber nicht, weiter zu gehen . . . blos um dahin zu gelangen, kann ich Ihnen von Nutzen ſein. Ich kenne dieſe Seite genau."

„Ah! zum Henker, rief Vinet voller Vertrauen, jetzt muß uns Alles gelingen!"

Die Gerichtsperſon erhob jetzt nur noch ſchwache Einwendungen gegen die Ausführung dieſes Plans. Nichts deſto weniger wollte er dieſe drei Freiwil-

ligen durch Beamte der öffentlichen Gewalt, die man um die Haide herum von Entfernung zu Entfernung aufstellen wollte, unterstützen lassen, damit der Verbrecher auf keinen Fall entwischen könnte; auch willigte Vinet unter der Bedingung hierein, daß er selber, wenn der Augenblick gekommen sein würde, den Schildwachen ihre Stellung anweisen dürfe.

Nachdem diese Einrichtungen getroffen waren, ging Herr von Germont fort, um die Gensdarmen und Aufseher zu verabschieden, die dann auch auf offenkundige Weise sich ihrem Wohnorte zuwendeten. Aber die Aufseher hatten einen geheimen Befehl erhalten, demzufolge man sich nach einigen Stunden wieder einfinden sollte. Gleichzeitig kam man dahin überein, daß Claudius und Hubert nach dem Grauen Hause kommen sollten, wo Vinet sie erwarten würde.

V.

Ein unerwarteter Beſuch.

Es war ſtockfinſtere Nacht, als Vinet den zwiſchen dem Dorfe und ſeiner Wohnung liegenden Theil des Waldes mit großen Schritten und allein durchwanderte. Unterdeß breitete ſich plötzlich ein rother, glänzender Punkt über den benachbarten Hügel aus und verkündete, daß die Dunkelheit bald nicht mehr ſtark ſein werde.

„Ah, zum Teufel, der Mond! dachte der brave Mann; wenn der ſcheinen ſollte, dann iſt es unmöglich, das Werk einigermaßen mit Sicherheit auszuführen!"

Bald jedoch zeigte ſich in der Ferne noch ein anderes Licht und er wurde ſo von ſeinem Gedan-

kengange abgezogen; dieſer Lichtſchein kam aus dem Grauen Hauſe. Der Aufſeher war auf dem Wege zu ſeinen Hühnchen, die er ſeit dem frühen Morgen verlaſſen hatte; überdies hatte er noch nicht die geringſte Nahrung zu ſich genommen und der Magen forderte daher gebieteriſch ſein Recht. Auf dieſe Weiſe verſchwanden ſowohl die peinlichen Erlebniſſe des heutigen Tages, der Gedanke an die noch heute Abend einige Stunden ſpäter zu beſtehenden Gefahren, genug Alles aus ſeinem Gedächtniß; ſeine Einbildungskraft erzeugte ihm die lachendſten Bilder dadurch, daß ſie ihm das gute Abendeſſen, das ſeiner wartete, die friſchen Backen ſeiner Tochter, die aufmerkſame Sorgfalt ſeiner Frau träumen ließ, bis er das Haus erreichte.

Er wurde aber auch mit einer nicht weniger lebhaften Genugthuung empfangen. Fanchette warf ſich an ſeinen Hals, führte ihn zu ſeinem Platze am warmen Kamin, während Suſanne ihm Degen und Hut abnahm. Choupille ſprang um ſeinen Herrn herum, wedelte mit dem Schwanze und leckte ihm verſtohlener Weiſe die Hände. Jedoch wurde die Freude der beiden Frauen auch eben ſo ſchnell wieder geſtört, als Fanchette ſich bückte, um wie

gewöhnlich ihrem Vater die Kamaſchen abzuknöpfen, wenn dieſer zu Hauſe kam. Heute zog er ſeine Beine zurück.

„Laß das, laß das, mein Kindchen, ich muß heute Abend nochmals fortgehen", ſagte er.

In demſelben Augenblicke entglitt Suſanne's Händen eine Porzellanſchüſſel, welche ſie auf den Tiſch ſtellen wollte, und zerbrach.

„Heilige Jungfrau! Vinet, iſt das möglich?" ſagte die Hausfrau, ohne dieſen Zufall zu gewahren.

„Vater, ſagte Fanchette ſanft, aber mit einer nicht weniger großen Unruhe, dieſe Nacht giebt es auch einen Zug . . . . Gefahren für Dich, wie immer?"

„Geht, geht, Ihr ſeid beide Närrinnen . . . . zum Henker, ich ſage Euch, es iſt nichts . . . . und außerdem iſt es das Ende, wahrſcheinlich das Ende des Ende's aller Enden, hört Ihr? In der Folge wollen wir dann nur lachen, ſingen und uns die Waden wärmen; wir werden, wie der Hahn im Korbe, jede Nacht ruhig im Bette liegen und ich werde nur von Zeit zu Zeit bei ſchönem Wetter meine Geſchäfte beſorgen . . . Doch nun iſt's genug; ſprechen wir nicht mehr davon, denn ich bin

ſehr zerſtreut . . . Wir wollen lieber an das Abendbrod denken; wo zum Henker iſt denn das Abendeſſen? ich habe einen Währwolfshunger. Schnell, ſchnell, traget auf, Hühnchen, oder meiner Treu! ich werde Euch anfreſſen; Hühnchen haben zartes Fleiſch!"

Er brach nun in lautes Lachen aus und rieb ſich die Hände dabei.

Die Mutter und Tochter beeilten ſich, durch dieſes Verſprechen und die heitere Stimmung des Familienhauptes einigermaßen wieder beruhigt, nun das Abendeſſen aufzutragen; in einem Augenblicke war der Tiſch gedeckt. Der Aufſeher machte ſich mit einer wunderbaren Lebhaftigkeit an das Geſchäft, ſtürzte einige große volle Gläſer Cyder hinunter, richtete aber dabei freundliche Worte oder luſtige Handbewegungen ſowohl an Suſanne wie an Fanchette. Schon war die Hälfte Speck und Kartoffeln, welche den Tiſch ſchmückten, verſchwunden, als er plötzlich anhielt, die Gabel in die Höhe hielt und mit vollem Munde im Tone des Vorwurfs ſagte:

„Aber, Fanchette, unartiges Kind, weshalb machſt Du mich nicht darauf aufmerkſam, wie ich Dir dies aufgetragen habe, wenn ich zu viel eſſe, wie

dies namentlich heute bei meinem wüthenden Hunger der Fall ist? Dein Vater soll gewiß wieder so dick wie ein Faß werden, so daß er weder Hände noch Füße bewegen kann, sondern nur noch dazu gut ist, in den Winkel geworfen zu werden oder zur Vogelscheuche zu dienen?"

„Ach! mein Vater, würde es nicht eine Barbarei sein, Dich der Nahrung zu berauben, wenn Du ein so anstrengendes, hartes Leben führen mußt? Gehe nur und fürchte ja nicht, in dieser unglücklichen Gegend wieder mehr Umfang zu bekommen. Du hast Dich schon sehr verändert; Deine gesunde Farbe ist verschwunden, Deine kräftigen Arme sind abgemagert, Dein Bauch ist um die Hälfte dünner geworden . . . ."

„Nun sehe mir einer die kleine Schmeichlerin! sagte der gute Mann, indem er seine Tochter auf seine Kniee zog, und ihr einen herzlichen Kuß auf die Stirn drückte. Ah! zum Henker! Du sollst schon für Deine Fuchsschwänzereien belohnt werden . . . . Weißt Du denn, wen ich heute Abend erwarte?"

„Wen denn, lieber Vater?"

„Nun, den kleinen Hubert, der hier tagtäglich

um das Haus herumſtreicht, und der mir neulich Nachts am Steinbruch-Schachte das Leben gerettet hat."

Fanchette wurde plötzlich ſo roth, wie eine überreife Kirſche.

„In der That verdanken wir, meine Mutter und ich, ihm Alles, und ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich ihm meinen Dank abſtatten könnte."

„Ja, ſagte Suſanne ſeufzend, er iſt ein braver Junge; man kann jedoch dem Scheine nur ſehr wenig trauen."

„Das iſt es gerade, daß Ihr nicht wißt, erwiederte Vinet, der ſich mit gutem Gewiſſen nun wieder an das Eſſen gemacht hatte, daß dieſer arme Hubert wieder in den vorigen Stand geſetzt worden iſt. Jetzt kennt man den wahren Mörder von Joſeph Ducros, meinem Vorgänger!"

„Und wer iſt dies?" fragte Suſanne neugierig.

„Eine Deiner Bekanntſchaften . . . derſelbe, der mich in den Steinbruch werfen wollte . . . . Hieronymus Rouiller, der fromme Mann!"

Und Vinet ſchleuderte dabei einen boshaften Blick auf Suſanne, welche wieder anfing zu wei-

nen, wie dies gewöhnlich der Fall war. Ihr Mann verſuchte nun durch ſeinige freundliche Worte die Spuren ſeiner beißenden Spötterei wieder zu verwiſchen, während Fanchette ihrerſeits etwas vor ſich hin murmelte.

„Armer junger Mann! Wie muß er gelitten haben, als ihm die ganze Welt Haß und Verachtung zeigte! . . . und ich zuerſt!“

Nach Verlauf eines Augenblicks ſchob der Aufſeher ſeinen Stuhl vom Tiſche zurück und ſagte entſchloſſen:

„Nun, ihr Hühnchen, nehmt das jetzt fort; ich darf heute Nacht nicht zu ſchwerfällig ſein . . . . Dafür aber, meine kleine Fanchetee, fügte er in einem trägen Tone, ſich zu ſeiner Tochter kehrend, hinzu, gieb Deinem Vater einen kleinen Schluck Branntwein, denn, ſiehſt Du, in dieſem Monat ſind die Nebel teufelmäßig ungeſund! Und Du weißt ja überhaupt, der Branntwein macht nicht fett! Ich mache mir darauf eine gute Bewegung . . . . Laßt uns heiter ſein, zum Henker!“

„Lieber Vater, bemerkte Fanchette unruhig, Du trinkſt nur dann Branntwein, wenn man Dir einen gefährlichen Auftrag gegeben hat . . . .“

„Gefahr! giebt es nicht . . . nicht mehr, wie auf meiner Hand . . . . Ich muß mein Amt als Aufſeher verrichten, das iſt Alles . . . . Geh, geh! das iſt abgemacht; nun gieb mir einen kleinen Schluck und ich werde Dir für dieſe Mühe, meine niedliche Fanchette, einen Kuß geben!"

Das junge Mädchen öffnete ſeufzend einen Schrank, deſſen Schlüſſel ſie bei ſich führte, nahm daraus eine Flaſche, deren Anblick ſchon die dicke Geſtalt des guten Mannes erfreuete, und goß daraus ſehr vorſichtig, vielleicht einen halben Finger breit, Branntwein in ein Weinglas. Im Beſitze dieſes flüſſigen Schatzes, brachte der Aufſeher ihn erſt an ſeine Naſe, um den herrlichen Wohlgeruch einzuathmen; dann hielt er das Glas vor ſein Auge, um die Goldfarbe deſſelben zu bewundern; und endlich wollte er daſſelbe an ſeine Lippen ſetzen, als er plötzlich zitterte, ſeine Augen ſtier wurden und er das Glas, ohne daſſelbe geleert zu haben, auf den Tiſch ſetzte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte eine Frau, in einen großen Mantel mit einer Regenkappe gehüllt, in das Zimmer und ſchloß die Thür hinter ſich zu

. . . . Vinet und ſeine Geſellſchaft erhoben ſich, denn ſie hatten die Gräfin von Ganges erkannt.

Leocadie nahm ihre Regenkappe ab. Ihre Augen hatten ein fieberhaftes Anſehen, ihr Geſicht war bleich; ſie ſtreckte den Arm gegen das Licht aus und ſagte mit erſtickter Stimme:

„Löſchen Sie das Licht aus; ich weiß, Sie ſind meine Freunde, und ich vertraue Ihnen; es könnte jedoch Jemand kommen und wenn man mich hier fände . . . ."

Vinet beeilte ſich zu gehorchen und das Zimmer war jetzt nur durch die kleine flackernde Flamme des Kamins beleuchtet. Die Gräfin fiel wie todt auf einen Stuhl, den Fanchette ihr eiligſt gebracht hatte.

„Gnädige Frau, ſagte der Aufſeher, iſt es denn möglich, Sie ſind in dieſer Nacht allein durch das Holz hierher gekommen?"

„Ich habe nicht daran gedacht, ſagte Frau von Ganges in halbem Irrſein; denkt man in der abſcheulichen Lage, in der ich mich befinde, an ſolche kindiſche Schrecken? Seit heute Morgen bereits ſitze ich wie auf der Folter; ich wollte herkommen, konnte aber nicht, und wagte es nicht . . . . Ich

konnte ja Niemand ausfragen; die Ungewißheit tödtete mich .... Endlich heute Abend iſt Er Seitens des Richters abgeholt worden, weggegangen und ich bin davon gelaufen .... Wir wollen aber keine Zeit verlieren, denn ich kann nur einen Augenblick hier bleiben! Vinet, mein guter Vinet, was hat man entdeckt?"

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Frau Gräfin."

„Nun! iſt denn der Brief, den man ſo viel geſucht, deſſen Annahme Ihnen ein ehrenhaftes Bedenken erregt, deſſen Beſitz ich aber mit zehn Jahren meines Lebens bezahlen würde, iſt dieſer Brief, frage ich, aufgefunden?"

„Nein, Madame, alle Bemühungen ſind geſcheitert."

„Der Himmel ſei dafür geprieſen!"

„Heute Abend hat man indeß einige Entdeckungen gemacht, fuhr der Aufſeher, ohne daß er die Gedanken und Abſichten der Frau von Ganges durchſchauete, fort; und bevor die Nacht verfloſſen ſein dürfte, wird der köſtliche Brief, wie ich hoffe, in den Händen des Richters ſein."

„Was ſagen Sie da? weiß man denn, was

aus dem Briefe geworden iſt? man wird ihn wiederfinden? wiſſen Sie das gewiß? und wer wird ihn denn wiederfinden?"

„Der gütige Gott wird vielleicht geſtatten, daß ich dies bin, gnädige Frau", antwortete der Aufſeher.

„Sie, Vinet? fragte Leocadie mit Bitterkeit, Sie, den ich bisher für meinen treueſten Diener, für meinen zuverläſſigſten Freund hielt?"

„Und warum ſollte ich das nun nicht mehr ſein, Madame, meine theure Gebieterin? Muß dieſer Brief nicht den Herrn Grafen von der Anſchuldigung des Mordes reinigen?"

„Aber er entehrt mich, mich!" ſagte Frau von Ganges mit dumpfer, tiefer Stimme.

Der Aufſeher ſchlug ſich vor den Kopf, als ob dieſe Idee noch nicht ſich ſeinem Geiſte vorgeſtellt hätte.

Nach einer kurzen Pauſe ſagte die Gräfin leidenſchaftlich:

„Ich weiß nicht, auf welche Weiſe Sie mein trauriges Geheimniß kennen gelernt haben; jedoch haben Sie und Ihre herrliche Tochter in der vorletzten Nacht ſo bedeutende Dienſte mir geleiſtet, daß ich dieſelben, und wenn ich noch hundert Jahre

alt werden ſollte, nicht vergeſſen werde. Ohne Sie wäre ein unglückliches Ereigniß nicht zu vermeiden geweſen; Sie haben mich gerettet und ich konnte mich einen Augenblick der Hoffnung hingeben, daß der Himmel meinen Fehltritt auslöſchen wollte ... Derjenige, welchen ich beleidigt habe, ſcheint völlig bereit, mir ſeine Zärtlichkeit wieder zuzuwenden, und dieſe Zärtlichkeit iſt mir noch viel koſtbarer als mein Daſein ſelbſt .... die Entdeckung dieſes Briefs wirft mich in den Abgrund zurück, aus dem ich hoffte, mich herausbringen zu können; er wird mich nun haſſen, verachten und es wird mir nichts weiter übrig bleiben, als in Schande und Schmerz zu ſterben. Vinet, Niemand anders als ich darf dieſen Brief, der mir beſtimmt war, leſen! Dieſer Brief gehört mir, verſtehen Sie mich?"

Dem armen Aufſeher floſſen dicke Schweißtropfen von der Stirn.

„Madame, ſagte er, wenn es von mir abhinge .... Aber die Juſtiz hat ſich hinein gemiſcht, und die Juſtiz iſt ziemlich gebieteriſch! Woher kommt Ihnen überdies der Gedanke, daß Ihnen dieſer Brief eine Verlegenheit bereiten kann?"

„Das Geheimnißvolle, womit man Ihnen den-

ſelben hat übergeben wollen; die Wahl ſelbſt, welche man getroffen, da man Ihre Anhänglichkeit an meine Perſon kennt. In der nicht auszudrückenden Unruhe, in der ſich dieſer unglückliche junge Mann befand, war er ſeines Verſtandes nicht mehr ganz mächtig . . ."

„Aber, Madame, ſtellen Sie ſich in die Lage des Herrn Grafen; er iſt mit einem Criminalproceß bedroht und kann vielleicht verurtheilt werden."

„Der Proceß wird nicht eingeleitet werden, der König wird es nicht zugeben . . . . Ueberdies fehlen die Beweiſe; die Gerichtsperſonen dieſer Gegend haben ihre Befugniſſe überſchritten; aber der Inſtructionsrichter iſt voller Rückſichten gegen den Grafen und hat ihn wieder in Freiheit geſetzt. Ich ſage Ihnen, mein guter Vinet, daß mein Gatte nicht in Gefahr iſt."

„Ich wünſche es eben ſo ſehnlich, Madame; doch, was erwarten Sie von mir? Ich bin ein zu unbedeutender Mann, und ich weiß nicht, wie ich das Mittel finden ſollte . . . ."

„Sprechen Sie nicht ſo, Vinet, mein alter treuer Diener, mein Freund. Sie ſind durch und durch voller Liſt und Verſtand; wenn Sie es auf-

richtig wollen, dann können Sie mich noch aus dieſer Gefahr, ich bin überzeugt davon, retten. Vinet, nun iſt es an mir, alle die Erinnerungen an meine Jugend, die ſie neulich wieder auffriſchten, anzurufen. Bin ich denn nicht mehr Ihre kleine Leocadie, dieſes unſchuldige Kind mit dem blonden Haare und dem weißen Röckchen, das auf Ihren Knieen ſpielte und das Sie, wie Ihr eigenes Kind liebten? Und Sie, meine gute Suſanne, fuhr die Gräfin fort, haben Sie die köſtlichen Stunden vergeſſen, die ich in Ihrer Hütte in la Rochette bei Ihnen zugebracht habe? Haben Sie unſer Vesperbrod in dem von Gaisblatt und Winde duftenden kleinen Zimmer vergeſſen? Und Du, Fanchette, ſchönes, edles Mädchen, Du, die Du mir als ein rettender Engel in einem trüben Augenblicke erſchienſt, Du, deren Offenherzigkeit ſo großen Einfluß auf Deinen herrlichen Vater haben muß, erinnere Dich, daß ich während Deiner Kindheit Dir faſt alle Deine Kleider und Deinen beſcheidenen Putz mit meinen eigenen Händen gemacht habe; erinnere Dich unſrer beidenſeitigen Freude, wenn ich erſchien, Dir meine kleinen Geſchenke zu überbringen! . . . Nun, gute Suſanne und Du, Fanchette, jetzt be-

ſchwöre ich Euch, helft mir, Euern Mann, Euern Vater bitten; er allein kann mir meine Ehre und mein Leben retten .... und er will dies nicht."

„Sagen Sie dies nicht, gnädige Frau, ſagte der arme Aufſeher mit Thränen in den Augen; Sie brechen mir das Herz."

„Verſprechen Sie mir denn, o! verſprechen Sie mir, daß dieſer Brief in meine Hand, nur allein in meine Hand komme .... Sehen Sie, Vinet, dieſe Leocadie, welche Sie ſo ſehr verehren, dieſe ſtolze und herrſchſüchtige Gräfin von Ganges, erniedrigt ſich vor Ihnen, bittet um Ihre Gnade, liegt zu Ihren Füßen!"

Zu gleicher Zeit knieete die ſtrafbare Frau im Schatten nieder und man hörte ihr lautes Schluchzen.

Dem guten Vinet war die Sprache vergangen; ſein Geſicht wurde ſo purpurroth, als wäre er von einem Schlagfluß bedrohet.

„Mein lieber Mann, ſagte Suſanne, die dieſe herrliche Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, zur Geſellſchaft mit zu weinen, hätteſt Du wirklich das Herz, unſerer theuren Gebieterin etwas zu verweigern?"

„Lieber Vater, ſagte Fanchette ihrer Seits mit

zitternder Stimme, kannſt Du nichts für dieſe arme Dame thun? Wir verdanken Ihr doch Alles, und wenn es daher in Deiner Macht ſteht, das zu thun, was Sie verlangt . . ."

Der Aufſeher nahm ſeinen Kopf mit einer Art von Verzweiflung in ſeine Hände.

„Ich möchte es ja gern, ich möchte es ja gern, rief er, aber glaubt Ihr denn, daß dies von mir abhängt? Wenigſtens, wenn der Zufall mir nicht günſtig ſein ſollte . . . ."

Die Gräfin erhob ſich.

„Das genügt, erwiederte ſie in ihrem ſtrengen und hochmüthigen Tone; ich habe mich genug erniedrigt; und habe es ſelbſt nicht geglaubt, daß ich mich ſo weit herablaſſen könnte . . . . Aber ich kann nun nicht mehr länger bleiben, man könnte meine Abweſenheit im Schloſſe bemerken . . . . Jetzt, Vinet, wiſſen Sie die Wahrheit; Sie haben mich in meiner vollen Verzweiflung und in meiner ganzen Schande geſehen; ich habe Ihnen nun nichts mehr zu ſagen . . . . Leben Sie wohl!"

Und das Geknarr der Thür verkündete ihr Fortgehen.

Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte im Zimmer.

„Sie! ſagte endlich Vinet, der kaum von ſeiner Aufregung etwas beruhigt war; Sie! ſich ſo vor mir niederwerfen!"

„Sie iſt ſo ſehr erſchrocken!" ſagte Suſanne.

„Sie iſt ſo ſehr unglücklich!" murmelte Fanchette.

Das junge Mädchen zündete nun auf Befehl ihres Vaters wieder das Licht an; faſt gleichzeitig hörte man aber auch in der naheliegenden Allee das Geräuſch von Schritten, und Louis Hubert erſchien mit Claudius Pichard. Louis grüßte Suſanne mit Artigkeit, beſonders indeß Fanchette, welche erröthete.

„Herr Vinet, ſagte er, ich fürchte, wir kommen ein wenig ſpät; laſſen Sie uns etwas ſchnell aufbrechen, denn man ſcheint uns da unten zu erwarten . . . . Das Wetter iſt ſchön und die ganze Landſchaft iſt beim Mondſchein herrlich zu beſehen."

„Zum Teufel lieber, als daß ich den Fuß um dergleichen zur Thüre hinausſetzen ſollte, mein Junge, antwortete der Aufſeher; aber zum Henker, wie Du ſagſt, ſollten wir uns ſchon auf dem Sammelplatze befinden . . . . Raſch, Fanchette, meinen Degen, mein Gewehr, und halte Choupille, den ich heute nicht mitnehmen kann, ja feſt. Was Euch aber

ſelber betrifft, ſo verriegelt Thüren und Fenſter und verhaltet Euch im Uebrigen ruhig."

„Lieber Mann, rief Suſanne, was haſt Du denn für ein Geſchäft in der heutigen Nacht?"

„Vater, ſagte Fanchette erſchrocken, ich bitte Dich, ſei vorſichtig."

„Ihr ſeid Thörinnen .... Morgen früh, wenn Ihr aufſteht, werdet Ihr mich ſchnarchend in meinem Bette finden .... Alſo vorwärts; gute Nacht, ihr Hühnchen, machen wir, zum Henker! dem Dinge ein Ende."

Indem er ſo ſprach, hatte er neues Pulver auf ſein Gewehr geſchüttet, ſeine Frau und Tochter umarmt; dann leerte er das auf dem Tiſchchen ſtehen gebliebene Glas mit Branntwein und ſagte entſchloſſen:

„Vorwärts!"

Die beiden Frauen machten nun keine Einwendungen mehr; ſie wußten, daß dieſe nun nichts mehr helfen würden. Aber in dem Augenblicke, als Vinet mit ſeinen Begleitern aus dem Hauſe gehen wollte, ſagte Suſanne ganz leiſe zu ihrem Manne:

„Wenigſtens denke an den Auftrag der armen Gräfin.“ —

Fanchette ihrer Seits hatte ſich Hubert genähert.

„Herr Louis, murmelte ſie mit Aufregung, ich weiß, daß Sie ein braver, ehrlicher junger Mann ſind .... wachen Sie über meinen Vater, und ich .... ja .... ich werde Sie lieben .... wie einen Bruder.“

Hubert drückte ihre Hand mit heftiger Bewegung, dann verließen der Aufſeher und ſeine neuen Freunde das Graue Haus und verſchwanden in der Dunkelheit.

VI.

Der Kampf.

Eine Viertelſtunde ſpäter kam Vinet und ſeine beiden Gefährten an dem verabredeten Orte, einer kleinen lichten Stelle in geringer Entfernung vom Saum des Waldes, an. Ein vollſtändiges Schweigen herrſchte hier, ſo daß ſelbſt die Nachkommenden die Erſten auf dem Sammelplatze zu ſein glaubten; doch ſahen ſie bald, daß ſie ſich geirrt hatten. Der Richter, Herr von Germont, und eine ſchweigſame, in einen Mantel gehüllte Perſönlichkeit waren bereits angekommen und hatten ſich mit zwei Gensdarmerie-Brigaden zu Fuß und einem halben Dutzend der ſicherſten Aufſeher unter den Bäumen des hohen Waldes aufgeſtellt. Die drei Freiwilligen waren

daher ſchon umzingelt, bevor ſie ſich noch hatten überzeugen können, daß ſie nicht allein auf dieſer lichten Stelle ſich befanden.

„Kommen Sie endlich an, Vinet? ſagte Herr von Germont, als er ſie erkannt hatte. Meiner Treu! ich glaubte faſt ſchon, die Rolle, welche Sie und Ihre Gefährten in dieſer Expedition zu übernehmen ſich gewählt hatten, ſei nicht mehr nach Ihrem Geſchmack . . . . Ich dachte ſchon daran, das Haus von meinen Agenten umzingeln zu laſſen, und es zu verſuchen, unſern Mann auf gut Glück feſtzunehmen."

„Das heißt, mein Herr, antwortete Vinet, Alles verloren geben; läßt ſich nur ein einziger Gensdarm auf einen Augenblick öffentlich bei dem Hauſe von Klein-Fuchs ſehen, dann wird unſer verteufelter Schulmeiſter entſpringen. Hat man aber, Herr Richter, alle Vorſichtsmaßregeln getroffen, daß man hier in der Gegend nichts von dieſer Zuſammenkunft argwöhnt?"

„Unſere Leute ſind in Gruppen von zwei und drei Perſonen und auf verſchiedenen Wegen angekommen. Mit Ausnahme der beiden Anführer, weiß noch keiner unſerer Leute, zu welchem Dienſte

er verwendet werden ſoll. Auf der anderen Seite bewachen reitende Gensdarmen die Chauſſee, und es kann Niemand, ſei es zu Fuß, ſei es zu Wagen, paſſiren, ohne ſich legitimirt zu haben."

„Zum Henker! das iſt vortrefflich, und wenn unſer Eber ſeine Lehmgrube nicht verlaſſen hat..."

„Er iſt noch in der Herberge; vor wenigen Minuten habe ich von weitem einige Schatten um das Haus ſchleichen geſehen; es waren dies ohne Zweifel Schildwachen, und man würde alſo nicht ſo vorſichtig ſein, wenn das Haus leer wäre."

„Das iſt richtig, mein Herr, ſind Sie aber auch ſicher, nicht ſelber geſehen worden zu ſein?"

„Gewiß nicht! ich war durch dickes Gebüſch verſteckt .... Aber, hören Sie, Vinet, der ganze Plan dieſer Unternehmung kommt von Ihnen; nehmen Sie daher Ihre Maßregeln ſo, daß Sie glauben können, ſie werden Ihnen den Erfolg ſichern; man wird Ihnen ebenſo gehorchen, wie mir ſelbſt."

„Ich danke Ihnen, mein Herr Richter... die Sache ſteht gut, beunruhigen Sie ſich nicht! Sie werden ſehen, daß die Sache ganz gut gehen wird!"

Und mitten in dieſer gefährlichen Unternehmung,

in der man ihn ſo eben zum Anführer ernannt hatte, beeilte er ſich nun, ſich mit den Offizieren der Gensdarmerie und den Brigadiers der Aufſeher zu beſprechen.

Um nun aber die künftigen Ereigniſſe beſſer verſtehen zu können, müſſen wir jetzt eine kurze Beſchreibung der Oertlichkeiten geben.

Ohngefähr funfzig Schritte von der lichten Waldſtelle, wo die Leute der Juſtiz ſich verſammelt hatten, dehnte ſich eine Haide von ſechs bis ſieben Morgen platten, kahlen, unfruchtbaren Bodens aus. Der Boden, eine Art gelblichen Tuffſteins, war zur Bebauung ungeeignet; daher hatte man verſucht, Fichten zu ſäen, Bäume, die ſelbſt in dem undankbarſten Boden gedeihen; aber auch dieſer Verſuch war mißglückt. Der größte Theil der Pflanzen war abgeſtorben; kaum ſah man von einer Ferne zur andern einen Strauch, der die Höhe eines Menſchen erreichte. Als Erſatz dafür brachte der Boden freiwillig Haidekraut und lange Binſen zu Beſen hervor, wodurch die Einförmigkeit dieſer dürren Oberfläche in etwas gehoben wurde. Der Wald bildete um dieſe Haide herum einen großen Bogen, deſſen Ende in ein ziemlich hohes, aber gleichmäßig nacktes

und unfruchtbares Terrain wellenförmig auslief; hinter dieser wellenförmigen Erhöhung lief eine Chaussee hin. Das Haus von Klein-Fuchs, eine elende, aus Erde und Zweigwerk erbauete Bucht, mit Stroh gedeckt, stand mitten auf dieser Ebene. In diesem Augenblicke sah man von Zeit zu Zeit behende Gestalten das von dem hellen Mondlichte von allen Seiten beleuchtete Haus umkreisen, zum Beweise, daß die Kinder des Klein-Fuchs gut Wache hielten; und ohne Zweifel waren ihre jungen Augen nach allen Seiten hin gerichtet, um selbst in weitester Ferne die Gefahr zu erkennen.

Eine augenblickliche Beobachtung war für Vinet hinreichend, um seine Maßregeln zu treffen, und er hielt nun für Pflicht, Schildwachen auszustellen. Er stellte diese am Saume des Waldes, im Schatten der Gesträuche und mit der bestimmten Weisung, sich nicht sehen zu lassen, auf. Die leichten Höhen, welche zwischen der Ebene und der Chaussee lagen, wurden von vier wachsamen und entschlossenen Aufsehern besetzt, die, auf dem Bauche hinter dem Gebüsche kriechend, dahin gleiten und von Entfernung zu Entfernung, ohne daß man sie sehen konnte, sich aufstellen mußten. So fand sich das Haus

vollſtändig eingeſchloſſen und es ſchien faſt unmöglich, daß der furchtbare Rouiller der Beſtrafung für ſeine Verbrechen nun entgehen könnte.

Aber der gute Mann kannte die Hülfsquellen ſeines Feindes und wußte recht gut, daß dieſer Luxus von Vorſicht wahrſcheinlich unnütz ſein würde. Vinet und ſeine beiden Begleiter, die ihm bei dieſer Unternehmung beiſtehen ſollten, hielten allein den Erfolg in ihrer Hand. Dazu kam, daß der eine dieſer ſeiner beiden Begleiter, Louis Hubert, eines Theils ſeiner Mittel durch ſeine friſche Fußwunde beraubt war; der andere aber, Claudius Pichard, ſehr viel von ſeiner Hitze verloren zu haben ſchien, ſeit er ſich in der Nähe der Gefahr wußte. Indeß ſchickte ſich der Aufſeher an, nachdem er ſich mit ihnen hinter ein Gebüſch geſtellt hatte, ihnen ſeine Anweiſungen mit der größten Klarheit zu geben. Hubert empfing dieſelben mit ſcharf betontem Ja; aber der ängſtliche Claudius, weniger zufrieden mit ſeiner Aufgabe, wollte einige Einwendungen machen.

„Herr Vinet, ſagte er niedergeſchlagen, ich werde wohl nicht den Muth haben, das, was Sie von mir verlangen, zu thun! . . . das hieße mich dem ſichern Tode ausſetzen . . . Der Schulmeiſter würde

mir eher mein Theil gegeben haben, bevor Sie zu meiner Hülfe herbeieilen könnten . . . ."

„Ei! zum Henker! mein Freund, antwortete Vinet ungeduldig, es iſt jetzt zu ſpät, unſchlüſſig zu ſein; der Wein iſt gezapft, er muß nun auch getrunken werden. Du riskirſt durchaus nichts, wenn Du Dein kaltes Blut nur eine oder zwei Minuten lang behältſt. Weder ich noch Hubert können allein unſere Abſicht erreichen; nur Dir, Freund, dem Mitſchuldigen dieſer Schnapphähne da unten, kommt dies zu .... Wenn Du willſt, daß man Dir Deine Fehltritte verzeihen ſoll, dann mußt Du auch mit Deiner Perſon dafür aufkommen; ſonſt möchten Dich wohl Deine eigenen Thränen, eben ſo wenig wie die Deiner Mutter und aller Deiner Verwandten bis zum ſechsunddreißigſten Grade, den Klauen des Herrn von Germont entziehen können .... Drum wollen wir nicht länger zaudern .... An's Werk alſo! und vergeſſet meine Vorſichtsmaßregeln nicht."

Zu gleicher Zeit brach er die Conferenz ab und ſchickte ſich an, vorſichtig auf die Haide los zu ſchreiten; Hubert folgte ihm und Claudius, durch die Drohungen des Aufſehers in Schrecken geſetzt,

wagte nicht, zurück zu bleiben. Als sie aus dem Holze traten, nahm Vinet sein Gewehr in das Bandelier; dann kroch er auf den Händen und Knieen und wanderte so in dieser unbequemen Stellung weiter.

„Macht es so wie ich, sagte er, und bei dem geringsten unvermutheten Lärm bleibt so unbeweglich wie die Felsen .... Nun still! Rouiller hat ein so feines Ohr, daß er von hier aus würde athmen hören können."

Hubert und Claudius ahmten ihm, ohne zu antworten, nach, und da sie bei ihren Zügen als Wilddiebe oft genug Gelegenheit gehabt hatten, einen solchen Gang zu machen, so legten sie ihn ganz zu ihrer Ehre zurück.

Während ihres Ganges, oder vielmehr während ihres Kriechens, gelangten sie endlich zu der Haide, in dessen Mittelpunkte das Haus von Klein-Fuchs lag. Es mußte daher die Vorsicht verdoppelt werden, da der Mond die ganze Ebene beschien und die Kinder des Wilddiebes im Haidekraute umherliefen, wobei sie die Augen und Ohren aufmerksam auf die geringsten Erscheinungen gerichtet hatten. Eine falsche Bewegung, das Rauschen eines Blat-

tes, das Abbrechen eines trockenen Zweiges konnten Lärm verursachen. Deshalb rückten diese drei Männer auch nur sehr langsam vorwärts. Vinet eröffnete den Zug und glitt schlank auf dem Boden ungeachtet seiner Beleibtheit fort. Von Zeit zu Zeit ruhete er einen Augenblick, streckte vorsichtig den Kopf in die Höhe, um seine Stellung genau zu durchschauen. Dann kroch er weiter und seine Begleiter ahmten ihm darin nach besten Kräften nach.

Sie umgingen so vielleicht ein Drittheil der ganzen Entfernung. Sie benutzten den kleinsten Vortheil, den der Boden gewährte, in dem einzelnen Gebüsch von Haidekraut und Binsen, das sich auf ihrem Wege vorfand, um ihr Manöver zu verdecken. Mitunter mußten sie jedoch Halt machen, um Athem zu schöpfen, aber es wurde dabei auch nicht ein Wort gesprochen; nur durch Zeichen theilten sie sich den Befehl zum Halt oder Weitervorrücken, mit auf die Erde gehaltenem Gesichte, mit.

Ungeachtet aller dieser Vorsicht, schienen sie dennoch von einer der Klein-Fuchs'schen Schildwachen gewittert worden zu sein. Diese Schildwache war ein kleiner Junge von vielleicht zwölf Jahren mit

bausbäckigem Geſicht und hellblonden Haaren; ſein Anzug beſtand nur aus einem Hemde und einem Paar Hoſen von grober Leinwand; in der Hand hatte er ein großes Stück ſchwarzes Brod, in das er, wahrſcheinlich um ſich die Zeit ſeines Wachtdienſtes zu vertreiben, mit merkwürdiger Gefräßigkeit biß. Die Gegenwart dieſes Jungen war für Vinet und ſeine Begleiter ganz beſonders läſtig, denn er ſtand vor ſeinem väterlichen Hauſe unbeweglich ſtill, gerade zwiſchen ihnen und der Hausthüre. Zwei andere Kinder, ein Knabe von zehn und ein Mädchen von vielleicht neun Jahren, trieben ſich in ſeiner Nähe umher, konnten aber eigentlich kein Hinderniß für den Aufſeher und ſeine Gefährten ihrer Stellung wegen abgeben.

Von Augenblick zu Augenblick wurde ihnen nun der blondhaarige Straßenjunge läſtiger. Sie befanden ſich noch mehr als ſechzig Schritte von ihnen entfernt, und in dieſer Entfernung konnte er ſie wohl für die dunkeln Schatten von Sträuchern halten; überdieß mochte der leiſe durch den Wald ſauſende Wind und das beſtändige Geräuſch ſeiner Kinnbacken ihn verhindert haben, das Rauſchen der trockenen Blätter zu vernehmen. Unſtreitig aber

war ſein Verdacht rege geworden, denn ſeine Augen blieben beſtändig auf ſie gerichtet. Zum Unglück war auch die Strecke, die ſie noch zu durchziehen hatten, vollkommen von Haidekraut und Binſenſträuchern, hinter denen ſie ſich hätten verſteckt halten können, entblößt. Vinet hielt keuchend in einer Erdvertiefung einen Augenblick an, um die Mittel, ſich aus dieſer ſchwierigen Lage zu ziehen, zu berathen.

„Verdammter weißhaariger Johann, murmelte Claudius, er wird Alles verderben.“

Ein Stoß von Vinet's Fuße hieß ihn ſchweigen; Klein-Fuchs' Sohn aß nicht mehr, ſah vielmehr mit unruhigem Blicke nach ihrer Gegend hin. Als ihn der Aufſeher aber wieder in ſein Stück Brod beißen ſah, ſagte er leiſe:

„Nun raſch! wir dürfen jetzt nicht mehr zögern . . . Claudius, Du gehſt zuerſt und erinnere Dich ja der genommenen Abrede.“

Claudius ſtellte ſich nun an die Spitze des Zuges und alle drei krochen weiter; doch dieſes Mal krochen ſie nicht weit. Denn kaum hatten ſie die Ebene berührt, als das Kind ſeine Kinnbackenarbeit unterbrach und den Anderen das Lärmzeichen gab.

Vinet befahl, Halt zu machen; es war aber zu ſpät; der Junge drehete ſchleunigſt auf ſeinen Hacken um und wandte ſich mit Windesſchnelle dem Hauſe zu. Der Aufſeher begriff die Gefahr.

„Jetzt, Claudius, murmelte er; ſchnell, ſchnell, aufgeſtanden!“

Claudius zögerte nicht; ein auf ſein Schienbein wohl angebrachter Fußtritt reizte ſeinen Eifer. Er ſtand, ohne eigentlich ſelber zu wiſſen, was er that, auf, erreichte den Flüchtling nach einigen Sätzen, während der Aufſeher und Hubert noch auf dem Bauche liegen blieben.

„Ei! weißhaariger Johann, erkennſt Du mich denn nicht? ſagte Claudius zu dem Jungen in freundſchaftlichem Tone; ich bin es ja, Claudius Pichard, ein Freund Deines Vaters und des Herrn Rouiller.“

Dieſe bekannte Stimme ſchien jedoch den Sohn von Klein-Fuchs nur halb zu beruhigen; dennoch blieb er ſtehen.

„Ah! das ſind Sie, Herr Claudius?“ ſagte er.

Und ſich zwiſchen dieſen verdächtigen Freund und die Hausthür ſtellend, biß er wieder in ſein

Brod, das ſich mit jedem Augenblicke verkleinerte. Pichard befand ſich in großer Verlegenheit.

„Wo iſt Dein Vater, Johann?“ ſtammelte er endlich.

„Ich weiß es nicht“, antwortete der Knabe mit vollem Munde.

„Und der Schulmeiſter?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich habe beide aber nothwendig zu ſprechen, ſagte Claudius, nun dreiſter geworden; kannſt Du mir nicht ſagen, wo ich ſie treffe?“

„Ich . . . weiß . . . nicht . . .“

„Höre, Du wirſt mir nachgerade langweilig; glaubſt Du denn, daß ich nicht weiß, daß ſie im Hauſe ſind? Raſch, führe mich; ich habe ihnen viele Angelegenheiten mitzutheilen und ſie werden ſehr zufrieden ſein, wenn ſie mich ſehen.“

„Aber . . . aber . . .“

„Raſch! geh voraus, ſage ich Dir; man wird Dich nicht ausſchelten, dafür ſtehe ich; denn Dein Vater und der Schulmeiſter erwarten mich.“

Zu gleicher Zeit ſtieß er den Knaben, der nur mit Widerſtreben wich, gegen die Hütte. Seit ihnen der „Weißhaarige Johann“ den Rücken zuge-

dreht hatte, worauf ſie nur gewartet hatten, näherten ſich der Aufſeher und Hubert mit außerordentlicher Schnelligkeit dem Hauſe des Wilddiebes bis auf zwanzig Schritte und kauerten ſich von Neuem in das Geſträuch.

Claudius Pichard war ungeachtet ſeiner äußern Ruhe doch ſehr wegen des ihm bevorſtehenden Empfangs beſorgt; ſeine Ankunft konnte leicht mit einer Kugel begrüßt werden, und die Gegenwart des Klein-Fuchs'ſchen Sohnes minderte dieſe Gefahr nur wenig. Johann ſchien eben ſo wenig über die möglichen Folgen ſeines Gehorſams beruhigt. Einigermaßen jedoch beherrſcht von Claudius Gegenwart, von dem er wußte, daß er zu derſelben Verbindung gehöre, deren Mitglied ſein Vater war, drückte er auf die Thürklinke und führte den Beſuch in das Haus.

Es gab nichts Schmutzigeres und Elenderes, wie das Innere dieſes Wildſchützenhauſes: es war ein wahrer Miſchmaſch von Netzen, Jagdwerkzeugen, ſchadhaften Möbeln und Lumpen. Kein Fußboden, keine Decke, keine Wandbekleidung. Bei Gewittern und Regenſchauern ſickerte das Waſſer durch das Strohdach und bildete ſo Rinnen, deren Spuren ſtets ſichtbar waren; in dem Erdwall der

Wände waren überall Riſſe, die man mit einer Handvoll Heu nachläſſig verſtopft hatte. Nichts deſto weniger hatte dieſe unreine, ſchmutzige Wohnung in dieſem Augenblicke ein etwas feſtliches Anſehen; ein großes von aus dem nahen Walde geſtohlenem Holze unterhaltenes Feuer beleuchtete dieſelbe nebſt zwei Kerzen. In der Mitte des Zimmers ſtand ein wackliger Tiſch, und auf ihm zeigte ſich in irdenen, riſſigen Schüſſeln zuerſt ein herrlicher gebratener Haaſe mit Bohnen, dann ein Faſan mit Kartoffeln. Ein Krug mit Cyder und eine Flaſche Branntwein vollendeten dieſes ſplendide Mahl, um welches ſich der Schulmeiſter und Klein-Fuchs, der Herr des Hauſes, gütlich thaten.

Rouiller hatte ſeinen Platz ſo genommen, daß er, dem Feuer den Rücken kehrend, ſein Geſicht der Thür zuwandte; ſein Gewehr ruhete zwiſchen ſeinen Lenden. Als er die bleiche, ängſtliche Geſtalt Claudius Pichard's hinter dem Kopf des Kindes bemerkte, ſprang er mit einem Satze auf und ſtieß einen fürchterlichen Fluch aus.

„Lump, rief er, was willſt Du hier? Ich wette darauf, Du willſt mich verrathen . . . Wenn ich das wüßte?"

„Im Gegentheil, Herr Rouiller, im Gegentheil, bemühete ſich der erſchrockene Claudius zu antworten, will ich Ihnen mittheilen, daß die Juſtiz . . . ."

Aber dieſe Worte mochten nicht richtig verſtanden ſein, denn Klein-Fuchs fiel ohne weitere Auseinanderſetzung mit geballter Fauſt über ſeinen Sohn her, der nun ſo ſchrie, daß das alte Gebäude hätte einſtürzen mögen. Der Schulmeiſter verſuchte Vater und Sohn zum Stillſchweigen zu bringen.

„Laß ihn, Klein-Fuchs! rief er; tauſend Donnerwetter! wackele ihn morgen aus . . . man hat ihn betrogen; er iſt nicht der Straffällige . . ."

Klein-Fuchs jedoch hörte nicht auf zu prügeln und der Knabe nicht auf zu ſchreien. Die Rolle, welche Claudius ſpielte, wurde nun immer verwikkelter. Wäre der Anführer der Wilddiebe nicht durch die vom Vater dem Sohne gegebene Strafe zerſtreut worden, dann würde er ſich ſicherlich von Pichard's außerordentlicher Unruhe überzeugt haben, und der Tod ſeines früheren Genoſſen wäre dann unmittelbar erfolgt. Mitten in ſeiner Angſt jedoch hörte Claudius außerhalb ein ſehr bezeichnendes Geräuſch von Schritten; man kam ihm zur Hülfe.

Als er ſich unterſtützt ſah, überkam ihn plötz-

lich eine fieberhafte Wuth, über die er ſich ſpäter ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben wußte. Sein Muth war gerade kein glänzender; aber Niemand iſt verwegener, wie ein in Hitze gebrachter Polterer. Sobald ſich der Schulmeiſter wieder niedergeſetzt und Klein-Fuchs ausgehunzt hatte, faßte Claudius den mit Speiſen beſetzten Tiſch, hob ihn mit einer plötzlichen Anſtrengung ein wenig hoch und ſtürzte ihn auf den Wilddieb, der nun rücklings zu Boden geworfen wurde. Ehe ſich Rouiller aber wieder beſinnen konnte, fiel Claudius über ihn her und ſchrie dabei mit durchdringender Stimme:

„Zur Hülfe, Vinet! zur Hülfe Alle! er iſt gefangen!"

„Wir ſind ſchon hier, mein Junge, antwortete der Aufſeher, halte ihn nur feſt, wir ſind hier!"

„Mir zur Hülfe, Klein-Fuchs!" rief der Schulmeiſter ſeiner Seits, indem er ſich wie eine Schlange unter der ihn erdrückenden Laſt wand.

Es war ein Augenblick der fürchterlichſten Unordnung. Vinet und Hubert waren in die Hütte geſtürzt; während ſich der Aufſeher auf Hieronymus Rouiller warf, um Claudius zu unterſtützen und ſeine Bewegungen zu beherrſchen, verſuchte Hubert,

ſich Klein-Fuchs's, eines kräftigen, ſchwärmeriſchen Menſchen, der einen gefährlichen Ausfall auf ſeine angreifenden Feinde machen konnte, zu bemächtigen. Die Kerzen waren umgeworfen und nur der ſchwache Schein des im Kamin brennenden Feuers beleuchtete dieſen blutigen Kampf. Man ſah nichts als dunkle, ſich heftig bewegende Schatten; man hörte nur convulſiviſches Trappeln mit den Füßen, nur unterdrücktes Brüllen.

Die athletiſche Kraft des Schulmeiſters war ſo groß, daß er, ungeachtet des Gewichts des umgeworfenen Tiſches, unter deſſen Laſt er ſich ſträubte, ungeachtet der Anſtrengungen zweier Menſchen, die ſich ſeiner zu bemächtigen ſuchten, es doch dahin brachte, ſich hinknieen zu können. Zum großen Glück befand ſich ſein Gewehr unter den umgeſtürzten Möbeln. Während Claudius mit ihm kämpfte, glaubte der Aufſeher den günſtigen Augenblick gekommen, ein Paket Stricke, das er zur Fürſorge zu ſich geſteckt, aus ſeinen Taſchen ziehen zu müſſen; in demſelben Augenblicke aber, in dem er dieſe Bewegung machte, ſtieß Rouiller mit einer ſo fürchterlichen Anſtrengung Claudius von ſich, daß dieſer gegen die Erdwand flog, welche durch dieſe Erſchütterung einſtürzte;

dann zog er ein Piſtol aus ſeiner Bruſttaſche und richtete daſſelbe auf Vinet.

Es würde durchaus um den muthigen Aufſeher geſchehen geweſen ſein, wenn nicht Hubert, der endlich doch Klein-Fuchs zu Boden geworfen hatte, die Gefahr, in der der Vater Fanchette's ſchwebte, geſehen hätte und ihm zu Hülfe geeilt wäre. Seinen halb beſiegten Gegner im Stich laſſend, ſprang er auf den Schulmeiſter los und fiel ihm in den Arm; der Schuß ging los, ohne jedoch irgend Jemand zu treffen.

„Danke, mein Junge, ſagte Vinet; und nun zwei Mal! . . . Beim Henker! ich werde Dir das gedenken . . . ich verſpreche es Dir!"

Während er ſo ſprach, hatte er ſeinen Strick auseinander gerollt und wand ihn, mit Hülfe ſeiner beiden Gefährten, um Rouiller's Arme, obgleich ſich dieſer heftig dagegen ſträubte, heulte und wie ein wüthendes Thier biß. Bald aber wurde der Verbrecher ſo geknebelt, daß ſein Widerſtand minder gefährlich wurde; jedoch waren ſeine Füße noch frei und er gebrauchte dieſe als ein furchtbares Mittel zu ſeiner Vertheidigung. Die Verbündeten konnten indeß, da ſie zu ſehr durch das Feſthalten Rouiller's

verhindert waren, nicht daran denken, was hinter ihrem Rücken vorging.

Klein-Fuchs seiner Seits war behende aufgesprungen und hatte sich seines Gewehrs, das an ein Stück Möbel im Handbereich angelehnt stand, bemächtigt. Anfangs wagte er es nicht, auf diese unförmliche Masse, die sich vor seinen Füßen umherrollte, abzudrücken, da er den, den er zu vertheidigen wünschte, hätte treffen können. Aber ein großes Geräusch von Stimmen und Schritten näherte sich dem Hause und benachrichtigte ihn, daß für seine Gegner eine große Hülfe im Anzuge sei. Nun überlegte er nicht mehr, und auf das Gerathewohl hin zielend, gab er Feuer .... Ein fürchterlicher Schrei ertönte neben ihm.

In demselben Augenblicke aber erschien auch ein Trupp Aufseher und Gensdarmen, den Karabiner in der Hand, mitten in dem Rauche, der diesen Ort erfüllte. Man stürzte sich nun auf Klein-Fuchs, den Einzigen, der aufrecht stand, und brachte es früher zu seiner Entwaffnung, als er zum zweiten Male hatte feuern können. In dieser fürchterlichen Verwirrung waren diejenigen Zufälle, welche aus einem Irrthum herrührten, noch mehr zu fürchten,

wie der Widerſtand der Wilddiebe. Endlich erhob ſich eine Stimme:

„Sind Sie verwundet, Herr Vinet?" fragte Hubert ängſtlich.

„Gott ſei Dank! mein Junge, nein! Und Du?"

„Eine große Kleinigkeit, eigentlich Nichts, eine Schramme .... und Claudius?"

„Ich bin rein todtgeſchoſſen, ſagte der arme Pichard in einem ſehr wehklagenden Tone; wahrſcheinlich ſitzt mir eine Kugel in den Nieren!"

„Zum Henker!" ſagte Vinet.

Er eilte nun, mit dem Einſchnüren der Füße des Schulmeiſters, der nun keinen Widerſtand mehr leiſtete, zu Ende zu kommen; Hubert tappte im Finſtern nach einem Lichte umher, um es anzuzünden.

„Darf ich eintreten, meine Herren?" fragte Jemand von Außen.

„Ja, ja, Herr von Germont, rief Vinet; die Sache iſt abgemacht .... aber, wie ich glaube, nicht ſo glücklich, als ich dies gewünſcht hätte."

Der Richter trat in Begleitung ſeines Gerichtsſchreibers und der ſtummen Perſönlichkeit, die ihn den ganzen Abend nicht verlaſſen hatte, ein. Ein

Licht erhellte das widrige Schauſpiel, das die Wohnung des Wilddiebes jetzt darbot.

Der größere Theil der Möbeln war umgeworfen; Ueberreſte aller Art bedeckten den Boden. Der dicke Rauch, welchen zwei aus dem Kamin gezogene brennende Stücken Holz erzeugten, verbreitete eine erſtickende Wolke. Mehr wie zwanzig Perſonen waren in dieſem engen Raume eingeſchloſſen; zuerſt der Aufſeher, dann die Gensdarmen, die ſich des Klein-Fuchs und ſelbſt ſeiner Kinder, unglücklicher Unſchuldiger, von denen man Entdeckungen zu erhalten hoffte, bemächtigt hatten. Man ſah nur oberflächlich nach dem auf der Erde liegenden, an Händen und Füßen gebundenen Schulmeiſter und Claudius Pichard, deſſen Wimmern das feierliche Stillſchweigen der Umſtehenden ſtörte.

„Laß ſehen, mein armer Junge, was haſt Du denn eigentlich? fragte der Aufſeher in einem Tone der Theilnahme, indem er ſich dem Verwundeten näherte; ſollteſt Du die Ladung von Klein-Fuchs erhalten haben?“

„Ach ja! Herr Vinet, die habe ich bekommen . . . das brennt . . . das brennt . . .“

Der gute Mann bückte ſich zu ihm, um die

Wunde zu unterſuchen; nach einer genauen Prüfung legte er dem Schreier einen Verband an.

„Ah! zum Henker! ſagte er, ſchäme Dich! Es iſt nichts wie eine Schramme, wie die Kralle einer Katze ſie Dir auch gemacht haben würde! Das Rehſchroot hat Dir nur die Haut geritzt.“

„Das iſt wahr! Herr Vinet, ſagte nun Claudius, welcher plötzlich geheilt wieder aufſtand; und ich glaubte mich .... Nun gut! da es mit der Verwundung nichts iſt, ſo können Sie dem Herrn Richter dafür ſagen, wie ich mich bei dieſem Vorfall benommen habe. Habe ich dabei Muth gezeigt, hm? Herr Vinet, habe ich welchen gezeigt!?“

„Ich bin mit Dir zufrieden, antwortete der Aufſeher; aber auch Deine Wunde muß ich nun ſehen, mein braver Hubert.“

„Beunruhigen Sie ſich deshalb nicht, Herr Vinet“, entgegnete der junge Mann, indem er an ſeiner linken Hand eine Streifwunde zeigte, deren Blutung er mit ſeinem Taſchentuche zu ſtillen ſuchte.

„Aber wen hat denn nur der Schuß von Klein-Fuchs getroffen?“

„Bei Gott! das iſt nicht ſchwer zu errathen, ſagte der Brigadier der Gensdarmerie, der vorge-

treten war, um ſich des Schulmeiſters zu bemächtigen, ſehen Sie doch nur!"

Er hob den Körper des Anführers der Wilddiebe, deſſen Kopf wie eine lebloſe Maſſe mit einem dumpfen Geräuſch zurückfiel, in die Höhe.

Vinet beeilte ſich, das Licht, das er in ſeiner Hand hielt, dem Körper nahe zu bringen. Nun klärte ſich das Stillſchweigen und die Unbeweglichkeit des furchtbaren Hieronymus Rouiller auf; der Schuß ſeines Mitſchuldigen war ihm in die Bruſt gedrungen.

„Ah! zum Henker! rief der Aufſeher aus, das iſt ein ſchön Geſchäft! Ei, Klein-Fuchs! vertheidigſt Du auf dieſe Weiſe Deine Kameraden?"

Der Wilddieb zuckte die Achſeln mit einem wilden Ausdruck und wandte ſein Geſicht ab.

Inmittelſt hatte man den Tiſch wieder aufgerichtet; der Gerichtsſchreiber fing an, ſich mit ſeiner Feder, Tinte und ſeinem Papier einzurichten.

„Meine Herren, ſagte nun der Richter in einem Tone, der ſein Anſehen bekundete, wir wollen jetzt zum Verhör ſchreiten und die Fragen über dieſe Ereigniſſe beginnen .... Aber vor Allem, Herr Brigadier der Gensdarmerie, leeren Sie die Taſchen

Hieronymus Rouiller's und geben Sie die Gegenstände, welche Sie finden werden, mir hierher; ganz besonders sind mir die Papiere für die Untersuchung von großer Wichtigkeit."

Vinet erinnerte sich nun der Empfehlungen der Gräfin — Empfehlungen, die er, man muß es bekennen, in der Hitze des Gefechts vergessen hatte.

„Die Papiere werden wohl zerrissen worden sein, Herr Richter, sagte er übereilt, aber dieses dürfte wohl meine Voraussicht hinsichtlich des armen Herrn von Barneville bestätigen."

Und er überreichte der Gerichtsperson das Pistol, welches Rouiller auf ihn abgeschossen hatte. Diese reich mit Silber ausgelegte Luxuswaffe schien nicht zum Gebrauche für Wilddiebe angefertigt zu sein. Herr von Germont besah sie von allen Seiten.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr, sagte er mit einer Miene voller Genugthuung; dies ist gewiß das Pistol, das dem unglücklichen Eduard von Barneville gehört hat; seine Anfangsbuchstaben sind hier im Kolben eingeschnitten; Hieronymus Rouiller muß ihn wenige Minuten nach dem tragischen Ereignisse bestohlen haben. Wenn wir doch jetzt auch die Brieftasche, von der die Rede gewesen ist, finden könnten..."

„Wozu würde das dienen? fragte der Aufseher; ist denn das Pistol nicht schon ein genügender Beweis? Ueberdies werden Sie wohl die Brieftasche schwerlich finden ... der Schulmeister möchte wohl nicht so unklug gewesen sein, sie bei sich zu führen!"

Dieser Eifer hätte der Gerichtsperson Veranlassung zum Nachdenken geben können; aber Herr von Germont hörte schon nicht mehr auf Vinet. Seine ganze Aufmerksamkeit war jetzt auf die stumme Persönlichkeit, welche ihn begleitet hatte, gerichtet. Dieser einige Schritte von ihm entfernt stehende, in einen weiten Mantel gehüllte Mann schien mit der Miene des höchsten Interesses einen Gegenstand, den er mitten aus den Trümmern aller Art, die auf dem Boden umherlagen, aufgenommen hatte, zu prüfen.

„Herr Graf, sagte der Richter artig, jedoch mit Bestimmtheit, Niemand darf vor mir einen Gegenstand, der vielleicht zur Ueberführung dienen könnte, berühren .... Uebergeben Sie mir daher den Gegenstand, ich bitte darum, den Sie so eben auf der Erde gefunden haben."

Der Graf von Ganges, den der Leser längst wird errathen haben, drehete sich mit einer Miene

des verletzten Stolzes um; ſich aber ſogleich anders beſinnend, übergab er ſtillſchweigend der Gerichtsperſon ein offenes Portefeuille, während er mit der anderen Hand etwas unter ſeinem Mantel zu verbergen ſuchte.

Bevor aber Herr von Germont Zeit gehabt hatte, die Brieftaſche anzunehmen, ſtürzte der Aufſeher über dieſelbe her und bemächtigte ſich ihrer.

„Die Brieftaſche des Herrn von Barneville!" rief er.

„Was bedeutet das, Herr Vinet? fragte der Richter beleidigt; berechtigen Sie die Dienſte, die Sie dem Gericht leiſten, zu einer ſolchen Verfahrungsweiſe? Geben Sie mir dies her, mein Herr, und vergeſſen Sie nicht, wer Sie ſind, und was Sie uns ſchuldig ſind!"

Der gute Mann erblaßte, als er dieſe Pille bekam.

„Ich wollte mich, ſtammelte er, nur überzeugen, ob dies dieſelbe Brieftaſche ſei, die ich geſtern in der Hand des Herrn von Barneville geſehen habe."

„Nun wohl! erkennen Sie dieſe dafür?" fragte der Richter in ſanfterem Tone.

„Es iſt unmöglich, ſich zu irren; die Anfangs-

buchstaben und das Wappen in Vergoldung auf dem Maroquin abgedruckt sind noch zu erkennen."

Der Richter überzeugte sich davon; dann begann er den Inhalt der in der Brieftasche befindlichen Gegenstände durchzusehen; zuerst fanden sich einige Bankscheine, dann ein Papier ohne Aufschrift, das er mit sichtbarer Aufregung durchflog. Nach kurzem Schweigen sagte er dann laut:

„Jede Ihrer Voraussichten, Vinet, bestätigt sich; der Selbstmord Eduard's von Barneville steht fest. Hier ist der von seiner Hand geschriebene Beweis. . . . Man würde dieses Schriftstück bei dem Leichname gefunden haben, wenn nicht Hieronymus Rouiller den abscheulichen Gedanken gehabt hätte, sich seiner zu bemächtigen."

Zu gleicher Zeit las er das Schreiben vor. Eduard sagte darin mit wenigen Worten, daß man seines Todes wegen Niemand anklagen solle; daß eine unglückliche Liebe und der Kummer, sein Vaterland zu verlassen, ihn zu diesem traurigen Entschlusse bestimmt hätten, wegen dessen er seine arme Mutter und Gott um Verzeihung bitte.

Vinet hörte ängstlich zu; als er jedoch endlich hörte, daß dieses Papier durchaus nichts Blosstellen-

des für Leocadie habe, ſchien er von einer großen Laſt befreit zu ſein.

„Auf dieſe Weiſe, ſagte er, iſt alſo mein guter Herr vollſtändig für unſchuldig erklärt?"

„Ohne irgend einen Zweifel, antwortete der Richter, und es gereicht mir zum außerordentlichen Vergnügen, die falſche Anklage, welche auf dem achtbaren Herrn von Ganges haftete, erkannt zu haben."

Der Graf verneigte ſich.

„Indeß, fuhr Herr von Germont mit einer Miene voller Ueberlegung fort, muß ich doch noch eine Frage an Vinet richten .... Iſt dieſes Papier (und er zeigte auf das eben vorgeleſene Papier) wohl daſſelbe, mit dem Herr von Barneville Sie — für eine unbekannte Perſon — hat beauftragen wollen?"

Der Aufſeher zögerte mit der Antwort.

„Vinet, ſagte der Richter in ſtrengem Tone, Sie ſind ein rechtſchaffener Mann und werden nicht die Abſicht haben können, das Gericht zu belügen!"

„Ich werde gewiß die Wahrheit ſagen, mein Herr, antwortete der Aufſeher mit Anſtrengung; beſtimmt iſt dieſes Papier nicht dasjenige, wel-

ches ich in der Hand des armen Todten geſehen habe .... Das andere war ein Brief von langer Form mit einem großen Siegel und einer Adreſſe, die ich aber nicht geleſen habe."

„So werden wir denn auch dieſes wichtige Schreiben wiederfinden müſſen. Wenn Hieronymus Rouiller aus Sorgloſigkeit vielleicht das andere Schreiben zerriſſen hat, weshalb ſollte er dann wohl dieſes aufbewahrt haben? Suchen Sie auf der Erde nach, meine Herren; die Brieftaſche war geöffnet, als Herr von Ganges ſie aufhob; der Brief, um den es ſich hier handelt, kann leicht herausgefallen ſein."

Man beeilte ſich zwar zu gehorchen, fand aber nicht, was man ſuchte.

„Das iſt ſehr ſonderbar! ſagte der Richter. Und iſt auch Niemand im Stande, mir Auskunft über das Verſchwinden dieſes Briefs, der, ich habe die feſte Ueberzeugung, ſich wie die übrigen Papiere im Augenblicke des Todes Rouiller's in der Brieftaſche befand, geben könnte?"

Es antwortete Niemand; aber Herr von Germont betrachtete den Grafen mit einem ſehr bezeichnenden Blicke.

„Sollten Sie vielleicht, Herr Graf von Ganges,

fuhr er, die Brieftaſche prüfend, fort, aus Unachtſamkeit denſelben haben fallen laſſen . . . .?"

Der Graf gab mit leiſer und ängſtlicher Stimme die Verſicherung, daß er nichts geſehen habe. Herr von Germont ſchien dennoch Zweifel zu hegen, als Vinet ſagte:

„Was thut das jetzt noch, Herr Richter? was brauchen Sie noch mehr zu wiſſen? Iſt der Selbſtmord des Herrn von Barneville nicht hinreichend durch das aufgefundene Piſtol, die Brieftaſche und beſonders durch das ſo klare und beſtimmte Schreiben, das Sie ſo eben vorgeleſen haben, feſtgeſtellt?"

„Schweigen Sie, Vinet; Sie begreifen nicht, von welcher Wichtigkeit dieſes Papier, welches dritte Perſonen berührt, iſt, und daß es ſelbſt in dem Intereſſe dieſer Perſonen liegen muß, daſſelbe in meinen Händen zu belaſſen . . . ."

Und ſein Blick ſchien in den Gedanken des Grafen, der ganz theilnahmlos daſtand, leſen zu wollen.

„Ich werde mich, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, ohne Zweifel geirrt haben . . . Dieſer Brief hat wohl einmal exiſtirt, jetzt iſt er verloren gegangen, zerriſſen, verbrannt, was weiß ich's? . . .

Aber es iſt nun genug; ich muß wieder an meine Pflicht denken."

Er näherte ſich dem Tiſche, an dem der Gerichtsſchreiber bereits Platz genommen hatte, um ſein Amt zu verſehen. In der allgemeinen Bewegung, die nun folgte, verſchwand der Graf, ohne von irgend Jemanden Abſchied zu nehmen.

Vinet ſtand nachdenklich auf der Seite; ſein für Alles, was ſeine gewöhnlichen Handlungen nicht berührte, etwas ſchwerfälliger Verſtand konnte anfangs den Verdacht, welchen der Richter gehegt hatte, nicht begreifen. Als er aber einen Augenblick den Fall überdacht hatte, ſchien plötzlich ein ſchreckliches Licht in ſeinem Gehirn aufzugehen. Er näherte ſich daher Herrn von Germont und ſagte leiſe zu ihm:

„Glauben Sie wirklich, Herr Richter, daß der Brief noch exiſtirt, und daß er in gewiſſe Hände gefallen ſein kann?"

„Ich weiß es nicht, mein armer Vinet, antwortete die Gerichtsperſon, indem ſie langſam eine Priſe Tabak nahm, und ich konnte auch, ohne Mittel anzuwenden, die mir widerſtreben, die Thatſache nicht

feſtſtellen. Möge die Hartnäckigkeit der Narren auf ihren Kopf zurückfallen!"

„Teufel! dann würde ja jetzt noch nicht Alles beendigt ſein . . . im Gegentheil . . . O! Henker . . . Henker . . ."

Zu gleicher Zeit überzeugte er ſich mit Schreck von dem Weggange des Herrn von Ganges. Er wäre ihm gern gefolgt, um vielleicht ein neues Unglück zu verhüten; aber ſeine Gegenwart war unvermeidlich und er ſo gezwungen, dem Verhöre, das ſich weit in die Nacht hineinzog, beizuwohnen.

VII.

Das Zimmer der Gräfin.

Während dies bei Klein-Fuchs vorging, war Leocadie in das Schloß zurück gekommen. Mehrere Male während einiger Stunden hielt ſie ſich überzeugt, die Zuneigung ihres Gemahls wieder zu erlangen, und immer hatte ein verhängnißvolles Ereigniß ihre Hoffnungen zu Boden geworfen. Endlich nahete die entſcheidende Kriſis: entweder zu ihrem entſchiedenen Heil oder zu ihrem Untergange; um dieſe handelte es ſich jetzt und verſetzte ſie in eine nicht auszudrückende Angſt.

Sie befand ſich in ihrem Zimmer allein; eine mit einer matt geſchliffenen Glasglocke bedeckte Lampe erleuchtete daſſelbe mit einem bleichen, traurigen

Lichte; tiefe Ruhe herrſchte im ganzen Hauſe. Bald träumte die auf einem Sopha halb ausgeſtreckt liegende Gräfin in vollſtändiger Unbeweglichkeit; bald ging ſie ungleichen Schrittes auf und ab, während ſie unzuſammenhängende Worte vor ſich hin ſprach. Bisweilen blieb ſie an der Thür ſtehen und horchte auf das entfernte Geräuſch, das ſich in langen Zwiſchenräumen in irgend einem Theile dieſes großen Gebäudes erhob, bald wieder aufhörte, worauf ſie dann ihren Spaziergang wieder antrat.

Gegen Mitternacht aber hielt ſich die Gräfin nicht länger, ſondern zog heftig an der Klingelſchnur, worauf die Kammerfrau, ſich die Augen reibend, eintrat.

„Adelheid, fragte Frau von Ganges mit aufgeregter Stimme, haſt Du nichts Neues erfahren? Iſt der Herr Graf zurückgekehrt?"

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau; ich war allein im Vorzimmer und ſchlief ein . . . ."

„Sieh nach . . . . Ah! noch einen Augenblick . . . Sollte Herr Dubreuil im Schloſſe ſein, dann bitte ihn, daß er zu mir komme."

Die Kammerfrau ging; nach wenigen Minuten aber ſchon war ſie zurück.

„Es iſt Niemand zurückgekommen, auch hat man keine Nachrichten aus dem Walde, ſagte ſie; wenigſtens weiß die Dienerſchaft nichts.“

„Und Dubreuil?“

„Er ſpricht eben vor der Thür mit dem Sohne des Aufſehers Rimblot .... Er wird im Augenblicke erſcheinen, und hat vielleicht Mittheilungen erhalten .... Haben die Frau Gräfin mir noch andere Befehle zu ertheilen?“

„Lege Dich nicht ſchlafen ... ich werde heute Nacht vielleicht aller Derer bedürfen, welche mich lieben.“

Die Kammerfrau zog ſich mit Thränen in den Augen zurück. Faſt zu gleicher Zeit erſchien auch Dubreuil; der ehrliche Verwalter ſtrahlte vor Freude.

„Frau Gräfin, ſagte er, nachdem er ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte, Sie haben mich um Neuigkeiten befragen laſſen, und ich bringe Ihnen die allerneueſten, wenn ſie gleich noch unvollſtändig ſind .... Der Herr Graf iſt endlich der ungereimten Anklage, welche auf ihm laſtete, enthoben; es iſt nun kein Zweifel mehr über Herrn von Barneville's wirklichen Selbſtmord!“

„Großer Gott! ſollte das möglich ſein?“ rief

Leocadie, auf welche dieſe Mittheilung einen ganz andern Eindruck machte, als Dubreuil ihn erwartete.

„Es fehlen mir zwar noch die Einzelnheiten; jedoch ſpricht man von einem im Hauſe der Wilddiebe Statt gehabten Kampfe, in dem der Anführer derſelben, Hieronymus Rouiller, getödtet iſt. Man fand bei ihm die Brieftaſche des Herrn von Barneville ... Leider weiß der kleine Rimblot nicht recht viel, denn er hat nur mit Mühe in das Haus von Klein-Fuchs gelangen und mit ſeinem Vater einige Worte wechſeln können; dann iſt er ſo ſchnell wie möglich hierher gelaufen, um der Erſte zu ſein, der mir dieſe Nachricht brächte .... Doch was iſt Ihnen, Frau Gräfin? befinden Sie ſich nicht wohl? Befehlen Sie, daß ich rufe?"

Frau von Ganges war auf ein Sopha niedergefallen und ſeufzte.

„Nein, nein, antwortete ſie eilig, rufen Sie nicht .... es iſt nichts .... ein wenig Uebermüdung .... Sehen Sie, ich fühle mich ſchon wieder wohler."

So ſchwieg ſie vielleicht eine Minute; dann wandte ſie ſich an den vor ihr ſtehenden, ſie voller

Mitleid anblickenden Verwalter und ſagte in einem feſten Tone:

„Herr Dubreuil, ſeit vielen Jahren ſind Sie der Freund meiner Familie und der Meinige . . . dies ermuthigt mich, mir von Ihrer Ergebenheit eine Gefälligkeit zu erbitten.“

„Eine Gefälligkeit? fragte Dubreuil erſtaunt. Frau Gräfin, ich kann nur Ihre Befehle erwarten . . . . Um was handelt es ſich?“

„Nur ganz allein darum, daß Sie meinen Reiſewagen in Stand ſetzen und ihn ſo lange beſpannt halten laſſen, bis neue Befehle erfolgen . . . Ernſt ſoll mir zum Kutſcher dienen . . . . Ja wohl, Ernſt iſt einer der Meinigen . . . . Es muß dies Alles aber auf die geheimnißvollſte Weiſe beſorgt werden.“

„Erlauben mir die Frau Gräfin, eine Frage an Sie zu richten?“

„Wo bliebe wohl das Verdienſt Ihres Gehorſams, wenn ich Ihre Fragen beantworten müßte?“

„Darf aber wenigſtens der Herr Graf davon in Kenntniß geſetzt werden?“

„Er darf durchaus davon nichts wiſſen . . . .

Ueberlegen Sie ſich, ob Sie die Verantwortlichkeit dieſes Schrittes übernehmen wollen oder nicht?"

Der Verwalter verbeugte ſich traurig.

„Ich werde gehorchen, Frau Gräfin; antwortete er; aber ſollte das, was ich vermuthe, ſich beſtätigen, dann müßte ich vielleicht . . . ."

Die Gräfin machte ihm ein Zeichen, aufzuhorchen; es kam Jemand die große Treppe herauf.

„Er iſt es! ſagte ſie mit ſchwacher Stimme; vergeſſen Sie Ihr Verſprechen, Alles binnen einer Stunde bereit zu halten, nicht."

Bevor jedoch Dubreuil eine Antwort geben konnte, wurde ein kleiner Salon, der vor dem Schlafzimmer der Frau von Ganges ſich befand, ſchnell durchſchritten, und Herr von Ganges, noch in ſeinen Mantel gehüllt, erſchien auf der Schwelle der Thür.

Beim Erblicken dieſes bleichen und ſtrengen Geſichts konnte Leocadie nur mit Mühe einen Schrei des Erſchreckens unterdrücken; ſie näherte ſich maſchinenmäßig Dubreuil, als ob ſie ſich unter deſſen Schutz hätte ſtellen wollen. Der Graf ſchien dieſe Bewegung nicht zu bemerken, legte vielmehr ſeinen Mantel ab.

„Verlaſſen Sie uns", ſagte er zerſtreut.

Aber der Verwalter beeilte ſich nicht mit dem Fortgehen.

„Der Herr Graf, ſagte er, kommen ohne Zweifel aus der Haide .... Man verſichert, daß ſich dort überraſchende Dinge ereignet haben ...."

„Es geht alles gut, unterbrach ihn der Edelmann ungeduldig, und es wird Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, von den Leuten die Einzelheiten zu erfahren .... Verlaſſen Sie uns, ſage ich Ihnen; ich habe mit meiner Frau zu reden."

Der Ton dieſer letzten Worte ließ fernere Bemerkungen nicht zu; aber Dubreuil hatte im Allgemeinen das Recht, frei von der Leber ſprechen zu dürfen und begab ſich daher noch nicht weg.

„Gnädiger Herr, ſagte er, Sie ſcheinen ſehr aufgeregt zu ſein; wenn ich es wagen dürfte, Ihnen meinen Rath, zu dem Sie oft Ihre Zuflucht genommen haben, anzubieten ...."

„Was iſt das? rief der Graf, indem er mit dem Fuße ſtampfte, bin ich nicht mehr Herr in meinem Hauſe?"

Es war dies das erſte Mal, daß er mit Dubreuil in ſo harten Worten ſprach. Der arme

Mann betrachtete die Gräfin mit ſchmerzlichem Blick, um ſie ſelber zur Zeugin ſeiner Ohnmacht zu machen und entfernte ſich mit blutendem Herzen.

Leocadie fand ſich nun mit ihrem Gemahl allein; doch ſchon ſchien ihr Schrecken verſchwunden.

„Was kann er wohl mehr thun, als mich tödten? ſagte ſie heimlich zu ſich; . . . und wäre der Tod von ſeiner Hand nicht eine wahre Wohlthat für mich?"

Sie hatte indeß ihren Platz auf dem Sopha wieder eingenommen; dann wartete ſie ruhig und ergeben auf das ſich Ereignende.

Der Graf ſetzte ſich ihr gegenüber.

„Madame, ſagte er in feſtem Tone, Sie haben vielleicht ſchon von dem, was ſich eben in der Haide zugetragen hat, reden gehört?"

Die Gräfin antwortete beſtätigend.

„Sie wiſſen dann wahrſcheinlich auch ſchon, daß dieſe ſo viel geſuchte Brieftaſche ſich endlich auch wiedergefunden hat . . . . Der Zufall hat ſie in meine Hand fallen laſſen, und ich entdeckte, daß darin ein an Sie adreſſirter Brief enthalten war. . . . Niemand hatte das Recht, von dieſem Brief früher Kenntniß zu erhalten, als Sie; ich habe mich

indeß ſeiner bemächtigt, ohne ein Wort davon zu ſagen, und ich übergebe ihn nun ſeiner rechtmäßigen Eigenthümerin."

Zu gleicher Zeit zog er einen langen, ſchmalen Brief, ſo wie er von Vinet war beſchrieben worden, aus der Taſche und legte ihn auf Leocadie's Knie.

Das Siegel war noch unverſehrt.

Die Gräfin machte ein Zeichen des Abſcheu's.

„Nehmen Sie dies Schreiben zurück, mein Herr, ſagte ſie an allen Gliedern zitternd; um Gottes Willen, nehmen Sie es zurück; ich kann, ich darf, ich will daſſelbe nicht leſen!"

„Sie müſſen dies dennoch, Madame; Sie können ſich dieſer Verpflichtung nicht entziehen; es handelt ſich um die letzten Mittheilungen eines Mannes, der nicht mehr lebt!"

„Fordern Sie das nicht von mir, ich beſchwöre Sie, fordern Sie nicht dieſes Opfer . . . Denn ehe ich dieſes brächte, würde ich lieber verzichten . . ."

Sie nahm den Brief und warf ihn nach dem Kamin hin.

„Nein, nein, Madame, rief der Graf mit Nachdruck, das verbiete ich Ihnen . . ."

Und er hob das Schreiben wieder auf.

„Wenn Sie, fuhr er in einem dumpfen Tone fort, den Brief nicht leſen wollen, dann werde ich dies für Sie thun.“

Und er erbrach mit einer ſchnellen Bewegung das Siegel.

Das arme Weſen hielt ſich für verloren. Ohne ein Wort zu ſagen, warf ſie ſich wieder in ihren Lehnſtuhl und ſchloß die Augen.

Mehr als eine Minute verfloß; die Gräfin ſtaunte, daß ſie noch lebte. Sie krümmte ſich in einer Art Vernichtung aller ihrer Sinne in der Erwartung, daß der unvermeidliche Schlag ſie treffen würde. Wie wurde ihr aber, als ſie fühlte, daß man ſich zu ihren Füßen warf, ihre eiskalten Hände mit Küſſen und Thränen bedeckte und als ſie eine demüthig bittende Stimme ſagen hörte:

„Leocadie, meine innig Geliebte, verzeihen Sie mir nur noch dies eine Mal . . . Mein ganzes Leben ſoll und wird Ihnen nun geweihet ſein, um Sie meinen abſcheulichen Verdacht vergeſſen zu laſſen!“

Leocadie öffnete die Augen weit. Sie hatte zu träumen geglaubt; es war aber wirklich ihr Ge-

mahl, der ſie mit Liebkoſungen überhäufte, der dieſe ſanften Worte vorbrachte. Sie betrachtete ihn mit verſtörtem Blicke; indeß kehrte ihre Sprache aber noch nicht wieder.

„Leocadie, fuhr der Graf mit ſtets wachſender Glut fort, ich habe mich grauſam, mißtrauiſch und unwürdig des Glücks gezeigt, Sie zu beſitzen. Mein Unrecht gegen Sie iſt groß; größer, als Sie ſich nur denken können; und während ich Sie hier, in der Abgeſchiedenheit und Vergeſſenheit, zurückließ, litten Sie, ohne ſich zu beklagen, und ſtießen die Verführung zurück . . . . Meine innig Geliebte, dieſe edlen und großmüthigen Geſinnungen haben mein Herz gerührt; verzeihen Sie mir den Kummer, den ich Ihnen bereitet habe und den ich wieder gut machen werde . . . . Höre, meine Leocadie; ich werde ohne Gewiſſensbiſſe mit meinem Ehrgeize, mit meinen verſchwenderiſchen Gewohnheiten in Paris brechen; wir wollen hier in Ruhe und Verborgenheit, Einer durch den Beſitz des Andern glücklich, leben; denn ich liebe Dich, meine Leocadie; Du biſt ſo ſchön! meine Liebe iſt lebendiger, heißer und inniger wieder erwacht als je . . . Und Du, meine Leocadie, wirſt Du mich auch, trotz meiner Fehler,

nun wieder lieben? O! ſage mir, ſage mir, daß Du mich noch liebſt!"

Alle Gedanken der Gräfin wurden nun verwirrt und gänzlich umgeſtürzt. Nur ein Gedanke, ein Gefühl beherrſchte dieſes Chaos: ihre wahrhafte, unveränderliche Zuneigung zu ihrem Gemahl, dem Manne, der, vor ihr niedergeworfen, ſie um Verzeihung bat. Alle ihre Beſchwerden vergeſſend, ſich um die Zukunft nicht mehr beunruhigend, ließ ſie ihren Kopf auf die Schulter des Grafen fallen und ſagte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Ob ich Dich liebe, Guſtav! . . . Kannſt Du mich ſo noch fragen?"

Und die beiden Ehegatten vereinten einen Augenblick ihr Schluchzen und ihre Küſſe.

Leocadie ermannte ſich zuerſt aus dieſen Ergießungen einer wechſelſeitigen Zärtlichkeit; nachdem die Aufregung vorüber gegangen, kehrte ſchon die Erinnerung zurück.

„Stehen Sie wieder auf, mein Freund, ſagte ſie die Augen abwendend; ach! wozu bedürfen Sie wohl meiner Verzeihung? Ihr gegen mich begangenes Unrecht hat mich nie veranlaſſen können, Sie zu haſſen . . . . Aber entſchuldigen Sie mich,

Guſtav, fügte ſie mit Kummer hinzu, dieſe Aufregungen haben mich zerſchmettert; meine Verwirrung iſt ſo groß, daß ich die Höhe meines Glücks kaum begreifen kann .... Mein Kopf drehet ſich mit mir im Kreiſe herum, und ich glaube mich wieder ſammeln zu müſſen ...."

„Arme Leocadie, ſagte Herr von Ganges, ich glaube, ja, ich bin überzeugt davon, daß ſo viele Schlag auf Schlag erfolgte Ereigniſſe Ihre Kräfte abgeſpannt haben .... Was mich betrifft, ſo haben die ſo eben erſt vergangenen Minuten meine Seele angefriſcht, meine tödtenden Ungewißheiten beruhigt, und mein Herz mit Freude erfüllt ... Gut, gut! Ich laſſe Sie ſich ein wenig ausruhen. ... Aber für die Folge, Leocadie, werden wir nicht mehr getrennt leben; ich werde mich Ihnen nun ganz allein weihen, ich werde Sie nicht mehr verlaſſen."

„Möge Gott Sie erhören, Guſtav!" murmelte die Gräfin mit einem tiefen Seufzer, während ſie ſich langſamen Schrittes der Thüre zuwandte.

„Aber warum ſollte Er mich nicht erhören, mein Engel? Das Leben mit und bei Ihnen erſcheint mir als ein ſo ſanftes, ſo gutes! ... Aber,

meine arme Freundin, die Ermüdung überwältigt Sie .... Nun leben Sie wohl, meine Leocadie ... gute Nacht, und möchten Sie doch auch so glücklich sein, wie ich dies in diesem Augenblicke bin!"

Er schloß sie krampfhaft in seine Arme und zog sich zurück.

Die Gräfin war mitten im Zimmer in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande von Ueberreizung stehen geblieben.

„Er liebt mich, sagte sie mit lauter Stimme, ich kann und darf nicht mehr daran zweifeln .... Seine Liebe hat er mir eben so wieder geschenkt, wie in den ersten Tagen unserer Ehe! Er will auf den Hof, auf die Ehrenstellen verzichten; er will sich hier wieder niederlassen und stets bei mir bleiben ... Ach! das wäre ein zu großes Glück! ..."

Die Stimme versagte ihr; sie gewahrte zu ihren Füßen auf dem Teppich den traurigen Brief, den der Graf hatte fallen lassen. Der Ideengang Leocadie's nahm sofort eine andere Richtung:

„Und auch der liebte mich!" sagte sie in einem herzzerreißenden Tone.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren beiden Händen und vergoß einige Thränen. Bald jedoch haf-

tete ihr Blick von Neuem auf dieſem verhängniß-vollen Blatte, das auf ſie eine mächtige Anziehungskraft auszuüben ſchien. Ein Mal bückte ſie ſich, um daſſelbe aufzunehmen, wich jedoch eben ſo zurück, als hätte ſie ein glühendes Eiſen berühren wollen. Endlich ſetzte ſie ſich, in Folge einer frommen Achtung, die ſie für den Verfaſſer dieſer Schrift überkam, über jeden Widerwillen hinweg, nahm den Brief mit zitternder Hand auf und näherte ſich, über ihren Muth ganz erblaßt, der Lampe, um ihn zu leſen.

Es war nur ein kleines Billet, mit faſt unleſerlicher Schrift; ſein Inhalt lautete:

„Frau Gräfin.

„Für Sie, für Sie allein, gehe ich in den Tod. Ich konnte mit dem Gedanken, daß Sie mich nicht lieben, daß Ihre Zuneinung ungetheilt Ihrem Gemahl angehört, dieſem Gemahl, der Sie verlaſſen hat, nicht länger leben!... Darum leben Sie wohl; ich verzeihe Ihnen das Leiden, das Sie über mich gebracht haben. Denken Sie zuweilen an

„Eduard von Barneville."

Dieſes Schreiben entglitt den Händen der vernichteten Frau von Ganges.

Wie man ſieht, enthielt, ſei es aus Zufall, ſei es aus Berechnung, daſſelbe auch nicht einen Ausdruck, der gegen Leocadie hätte gedeutet werden können. Es iſt möglich, daß Barneville, als er dieſen Brief ſchrieb, überlegte, daß derſelbe nicht direct in die Hände, für welche er beſtimmt war, gelangen würde, und mit einer ſeltenen Geiſteskraft, jedoch nicht ohne Beiſpiel in gleichen Augenblicken, war er bemüht geweſen, aber auch nicht ein Wort zu ſchreiben, das gegen die ſtrafbare Frau hätte gedeutet werden können. So ließ ſich der Irrthum des Grafen erklären, der in dieſem letzten Lebewohl nur einen Beweis mehr zu Gunſten der Frau von Ganges gefunden hatte.

Leocadie durfte jedoch jetzt hoffen, daß ihre Fehltritte in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt bleiben würden. Man hatte die Gewißheit erlangt, daß der alte Diener Franz niemals ſeinen Verſtand wieder erhalten würde, und die Verſchwiegenheit der Familie Vinet, welche den Wohlthaten der Gräfin Alles verdankte, konnte nicht zweifelhaft ſein. Selbſt wenn endlich ſpäter unbeſtimmte Schwätzereien bis

zu den Ohren des Grafen dringen ſollten, ſo rechnete Leocadie auf das Vertrauen und die neu begründete Zuneigung ihres Gemahls, um irgend wegen der Folgen beſorgt zu ſein. Trotz alle dieſem wich ihre Angſt, ihre Aufregung nicht; ihre Thränen floſſen immer mehr und immer mehr, und ſtets bitterer.

VIII.

Gewiſſensbiſſe.

Am andern Morgen ſaß Herr von Ganges, der eine ſehr angenehme Nacht verträumt hatte, ſchnell ſchreibend an ſeinem Bureau. Er entwarf ſeine Entlaſſung an den König, die er einzureichen verſprochen hatte. Nachdem er ſeine Arbeit beendet, wollte er ſich die Ehre geben, ſie ſeiner Frau vorzuleſen, und klingelte deshalb. Julius, welcher bei ihm den Dienſt als Kammerdiener verſah, öffnete furchtſam.

„Sehen Sie nach, ſagte er zerſtreut, ob die Frau Gräfin mich empfangen will.“

Julius betrachtete, ſtatt zu gehorchen, ſeinen Herrn mit einer beſtürzten Miene, während er ſeinen Hut drehete.

„Nun, worauf warten Sie noch?“ fragte Herr von Ganges mit Erſtaunen.

„Herr Graf, weil . . . .“

„Ach ſo! Es iſt in der That ſonderbar, daß ich keinen Befehl mehr geben darf, ohne daß man Anſtand nimmt, ihn auszuführen! . . . . Raſch, Julius, gehen Sie, und ſollte meine Gemahlin ſchon zu ſprechen ſein, dann benachrichtigen Sie mich ſogleich davon.“

Dann las er ſein Schreiben nochmals durch, das ihm mit Geſchmack und den gehörigen Rückſichten verfaßt zu ſein ſchien. Indeß, ſo weit ging ſeine Eigenliebe als Schriftſteller, konnte er ſein Werk nur bewundern. Julius jedoch kehrte nicht zurück, um ihm die erwartete Antwort zu bringen; es verging darüber mehr als eine Viertelſtunde. Der Graf wollte eben in ſeiner Ungeduld von Neuem klingeln, als leiſe an die Thüre geklopft wurde und Herr Dubreuil eintrat.

Ungeachtet ſeiner vorgefaßten Meinung, war der Graf doch anfangs über die Beſtürzung, die ſich auf dem ſonſt gewöhnlich ruhigen, aber heitern Geſichte des Verwalters zeigte, nicht wenig betroffen. Er deutete dies aber als eine Folge des

gestrigen, im Zimmer der Gräfin Statt gehabten Vorfalls.

„Guten Morgen, Dubreuil, sagte er in wohlwollendem Tone, indem er auf ihn zuschritt; ich freue mich, Sie zu sehen, um mich wegen einiger mir gestern Abend entfahrener Worte bei Ihnen entschuldigen zu können . . . Sie werden mir diese nicht übel nehmen, mein guter Dubreuil, denn ich war sehr traurig und mürrisch; dahingegen bedaure ich heute, wo ich glücklich und zufrieden bin, einen alten Freund, wie Sie, beleidigt zu haben."

Und er streckte ihm seine Hand mit einer Mischung von Adel und Vertraulichkeit, wie sie den Edelmann vom alten Hofe bekundete, entgegen. Dubreuil ergriff seine Hand in großer Aufregung und drückte sie an seine Lippen.

„Herr Graf, stammelte er, Ihre Güte beschämt mich und verdoppelt meine Verlegenheit . . . Woher soll ich den Muth nehmen, Ihnen das mitzutheilen, was Sie doch durchaus erfahren müssen, wenn Sie mich noch mit solchen Beweisen von Achtung und Zuneigung überhäufen?"

„Nun, zum Teufel, Dubreuil, was singen Sie mir da vor? Sie haben ein Gesicht wie eine Leiche,

das mich erſchrecken würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Alles um mich her den beſten Gang geht! . . . Laſſen Sie das Alles gut ſein, wenn es ſich namentlich darum handeln ſollte, daß ein Pächter vielleicht ſeinen Pachtzins noch nicht entrichtet, oder ein Holzhändler im Augenblicke des Abſchluſſes einen Reukauf angeboten haben ſollte. Darüber berichten Sie mir ſpäter, mein lieber Freund; in dieſem Augenblicke habe ich aber eine zu große Sehnſucht, meine theure Leocadie zu ſprechen . . . ."

Er wollte nun hinaus gehen, doch Dubreuil ſtellte ſich vor ihn hin.

„Herr Graf, ſagte er, während ihm die Thränen, die er ſeit ſeiner Ankunft nur mit Mühe zurückgehalten hatte, aus den Augen ſtürzten, Sie können die gnädige Frau nicht ſprechen . . . ."

„Was ſagen Sie da, Dubreuil? fragte Herr von Ganges, der nun auch unruhig zu werden begann, ſollte ſie vielleicht erkrankt ſein?"

Der Verwalter ſchüttelte den Kopf verneinend.

„Nun, ſo reden Sie doch . . . reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich! . . . Wo iſt Leocadie, meine Gemahlin?"

„Sie hat, antwortete Dubreuil ſchluchzend, das Schloß verlaſſen."

Der Graf erbleichte.

„Ja, ja, ſie iſt gewiß weggegangen, um einen Spaziergang zu machen; ſie wird aber bald wiederkommen . . . nicht wahr, ſie kehrt bald zurück?"

„Mein vortrefflicher Gebieter, erſchrecken Sie nicht . . . ich fürchte leider . . . das heißt, ich bin überzeugt . . ."

„Was fürchten Sie? wollen Sie mich vielleicht wahnſinnig machen? . . . Die Gräfin . . ."

„Iſt in der Nacht in ihrem Reiſewagen abgereiſt."

Herr von Ganges ſchien auf die Kniee ſinken zu müſſen.

„Das iſt unmöglich! das iſt eine Ungereimtheit! rief er; welchen Grund könnte ſie haben, mich zu verlaſſen, wenn ich zu ihr zurückkehre, wenn ich ſie mehr wie je liebe, wenn ich eben im Begriff bin, mich, ihr zu Gefallen, zu opfern?"

„Ich weiß es nicht, antwortete der arme Dubreuil; aber dieſer Brief, den man nach ihrer Abreiſe im Zimmer gefunden hat, wird Ihnen, Herr Graf, wohl Aufſchluß geben."

Er überreichte dem Grafen ein verſiegeltes Schreiben, das dieſer mit zitternder Hand öffnete.

Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Sie haben mich beargwöhnt, und Ihr Verdacht hat meinem Herzen eine Wunde geſchlagen, die nicht geheilt werden kann. Es würde für die Folge ſtets eine peinliche Erinnerung, ein bitterer Gedanke, es würden Gewiſſensbiſſe uns beide drücken. Sie würden, wenn die erſten Augenblicke unſerer Wiedervereinigung vorübergegangen, Ihr altes Mißtrauen nicht vergeſſen können; ich aber würde Ihr gegen mich begangenes Unrecht nie aus meinem Herzen zu verbannen im Stande ſein. Das Leben würde für Einen von uns, ja vielleicht für uns Beide, nur ein Leben der Lüge und Heuchelei ſein. Eben ſo würde, ungeachtet des vorübergehenden Gefühls, welches Sie in dieſem Augenblick zu mir zieht, und das ohne Zweifel in dem friſchen Bewußtſein begangener Ungerechtigkeit ſeinen Urſprung hat, eine Trennung Ihnen keinen ſehr lebhaften und andauernden Kummer bereiten. Das Leben bietet Ihnen zu viel Verführungen dar, als daß das Opfer, das ich gebracht, Ihnen zu

ſchwer werden dürfte; das Vergnügen und der Ehrgeiz werden Sie ſchnell tröſten .... Ich, die ich nur durch Sie lebte, ich, die ich in Sie alle Hoffnungen ſetzte, würde dann nur noch grauſamer und länger zu leiden haben; jedoch in der tiefen Abgeſchiedenheit, in der ich zu leben beabſichtige, darf ich hoffen, daß mir wenigſtens Ihre Achtung bleiben wird, und dieſe Hoffnung wird mir zum Troſt gereichen.

„Leben Sie wohl, Guſtav; und haben Sie mich je geliebt, und haben Sie das wahrhaftige Bewußtſein gegen mich begangenen Unrechts, dann beſchwöre ich Sie, mich in dem Zufluchtsorte, den ich mir gewählt, nicht zu beunruhigen. Alle Ihre Anſtrengungen, mich von meinem unwiderruflichen Vorſatze abzubringen, würden vergeblich ſein; ſie würden nur den Erfolg haben, daß wir uns gegenſeitig erbitterten. In dem Kloſter, in dem ich einen Zufluchtsort ſuchen werde, werde ich Ihrer ſtets gedenken und den Himmel bitten, daß er Ihnen alles nur mögliche Glück ſchenke.“

Dieſem Briefe war ein Actenſtück beigefügt, durch welches Frau von Ganges ihr ganzes Ver-

mögen ihrem Gemahl überließ, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Summen und einer sehr bescheidenen Rente, welche sie sich vorbehielt.

Der Graf drehete diesen unbegreiflichen Brief zwischen seinen Fingern umher; er las nicht mehr darin, sondern schien über die Lösung dieses grausamen Räthsels nachzudenken.

„Aber das ist doch Uebertreibung, Narrheit! rief er endlich, sich vor die Stirn schlagend; mich so zu verlassen, da alles Gewölk zerstreuet ist, da ich freiwillig zu ihr zurückgekommen bin, um einträchtig und glücklich mit ihr zusammen zu leben! . . . Sie wird aber ohnmöglich bei diesem unsinnigen Entschluß beharren können . . . . ich werde ihr nacheilen, sie erreichen und hierher zurückführen. . . . Schnell, Dubreuil, lassen Sie mir ein Pferd satteln . . . . Ich reite diesen Augenblick ab . . . ein Pferd, ein Pferd!"

Dubreuil stand unbeweglich.

„Es ist, sagte er traurig, zu spät, sie zu erreichen. Die Frau Gräfin ist unstreitig schon in Paris eingetroffen, wo Ihre Nachforschungen doch für längere Zeit vergeblich sein würden . . . . Ueberdies bedenken Sie, mein gnädiger Gebieter, daß

Frau von Ganges in ihrer jetzigen Gemüthsſtimmung durch einen ſolchen Schritt Ihrer Seits zu einem betrübenden Aeußerſten gebracht werden könnte. ... Dürfte es nicht beſſer ſein, ſo lange zu warten, bis ihr Zorn ſich gelegt hat, um eine Annäherung leichter wieder herbeizuführen, die in dieſem Augenblicke doch eine unmögliche ſein dürfte?"

„Iſt ſie Ihnen ſehr aufgeregt vorgekommen? fragte der Graf; Sie haben die Gräfin noch vor ihrer Abreiſe geſehen, Dubreuil; was hat ſie Ihnen geſagt?"

„Sie hat mir geſagt, daß ſie tauſend Mal den Tod vorziehen würde, als ...."

„Als mit mir zu leben, ergänzte der Graf; wie kann ſie mich wohl ſo ſehr haſſen! Und ich, der ich glaubte, ſie würde mir meine Fehltritte vergeben haben .... Sie log alſo! Sie betrog mich alſo in der vorigen Nacht, als ſie mich mit Freundlichkeit anhörte und ſich meinen Glücksplänen anzuſchließen ſuchte! O! die Undankbare! die Undankbare!"

Der gute Dubreuil wollte ihm tröſtend zur Seite ſtehen; doch zeigte ihm der Graf ſeine Abſicht, allein zu ſein, unverholen an.

Herr von Ganges ſchloß ſich einen großen Theil des Tages hindurch in ſeine Zimmer ein. Nachmittags gab er den Befehl, Wagen und Pferde in Bereitſchaft zu halten; er wollte nach Paris zurückkehren. Während man nun die Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe traf, ließ er Dubreuil in ſein Zimmer beſcheiden. Er war zwar noch ſehr blaß, jedoch ruhig. In dieſer letzten Zuſammenkunft wurde nur von Geſchäften geſprochen. Der Graf gab dem Verwalter die allergenaueſten Anweiſungen über die verſchiedenſten Intereſſen, welche er ſeiner Aufſicht überließ; und als Dubreuil über dieſe Geiſtesgegenwart im Gefolge einer ſo heftigen Kriſis erſtaunte, ſagte ihm Herr von Ganges in mürriſchem Tone:

„Es bleibt mir, mein lieber Freund, nun jetzt nichts weiter übrig, als dieſe Frau, welche mich haßt, aus meinem Herzen zu verbannen . . . . Ich werde den Verſuch machen!“

„Ach! dahin wird es wohl ſchon kommen, dachte der gute Mann, welchem die Mittel zur Zerſtreuung des Grafen in Paris nicht unbekannt waren; ſein Eigenſinn iſt ſchon vorüber . . . . Aber die Andere . . . die arme Frau . . . ſie vergißt das nicht!“

Einige Augenblicke ſpäter ſtieg Herr von Ganges vor ſeiner ganzen verſammelten Dienerſchaft in den Wagen.

Als er eben im Begriff ſtand, abzureiſen, bemühte ſich der Edelmann, welchem ſtets daran lag, den äußern Schein zu retten, laut zu Dubreuil, der ihn mit dem Hute in der Hand begleitete, zu ſagen:

„Haben Sie ja, lieber Freund, das Schloß gut im Auge, damit die Frau Gräfin und ich bei unſerer gemeinſchaftlichen Rückkehr nach Saint-Leger Alles in beſter Ordnung finden.“

Der Verwalter verbeugte ſich ehrfurchtsvoll; er wußte indeß recht gut, daß weder der Graf noch die Gräfin von Ganges jemals zurückkommen würden.

IX.

Schluß.

An einem ſchönen Morgen des nächſten Winters beſchäftigte ſich Vinet in dem niedrigen Saale des Grauen Hauſes damit, ſein altes Gewehr mit Feuerſteinſchloß, eines der Inſignien ſeines Amts, zu reinigen. Neben dem Fenſter ſaß Suſanne am Spinnrade, während Fanchette ihres Vaters Wäſche wieder in Stand ſetzte. Choupille lag ſchlafend vor dem warmen Kamin und ließ von Zeit zu Zeit ein leiſes Geknurr des Wohlbehagens hören. Die ganze Familie trug das Gepräge des Wohlbehagens und der Lebensluſt.

Der gute Mann hatte nun wieder das volle blühende Anſehen, das bei ſeiner Ankunft in dieſer

Gegend ihn durch die vielen Anſtrengungen und Beunruhigungen eine Zeit lang verlaſſen hatte; Fanchette blühete wie eine Frühlingsblume, und ſelbſt Suſanne ſeufzte nur noch ſehr ſelten, und ihr Mann und ihre Tochter waren, es iſt faſt unglaublich, überzeugt, ſie ſchon ſeit einigen Monaten mitunter ein Liedchen trillern gehört zu haben.

Louis Hubert ſtattete den Bewohnern des Grauen Hauſes einen Beſuch ab, und auch er ſchien ſich weſentlich verändert zu haben. Seine frühere krankhafte Bläſſe war verſchwunden; in ſeinen Zügen lag nicht mehr diejenige Traurigkeit, welche dieſe zu der Zeit zeigten, als er ſich noch dem Argwohn und Verdacht ausgeſetzt fühlte. Jetzt war er ein heiterer, fröhlicher, junger Mann; die einfachen, aber geſchmackvollen Kleider, die er heute trug, erhöheten noch ſeine heitere Miene.

Der Empfang, welcher ihm von ſeiten des Aufſehers zu Theil wurde, war auch ſehr von dem früheren verſchieden. Das ganze Haus kam in Aufregung, ſobald er erſchien, Vinet verließ ſeine Arbeit, um ihm die Hand zu drücken, Suſanne machte ihm einen freundlichen Knix und Fanchette lächelte erröthend. Selbſt Choupille kam aus ſei-

nem Winkel am Kamin hervor, um ihm die Hände zu lecken und ſich an ſeinen Waden zu reiben, vielleicht um die Schmerzen wieder gut zu machen, die er ihm früher einmal verurſacht hatte.

Hubert ſchien über dieſen Empfang zwar ſehr erfreut, aber nicht überraſcht, da er an denſelben bereits ſeit der Zeit, wo er dem Familienhaupte zweimal das Leben gerettet hatte, gewöhnt war. Indeß ſetzten ihn dieſe Zuvorkommenheiten doch ſichtbar in Verlegenheit.

„Nun, Vater Vinet, fragte er, um die Unterhaltung in Gang zu bringen, Sie ſind heute früh nicht in Geſchäften?"

„In Geſchäften? mein Junge, antwortete der Aufſeher mit Laune, ei, zum Henker! wozu würde es wohl nützen, im Walde umherzulaufen und zu frieren? Wilddiebe und Sprenkelſteller trifft man jetzt eben ſo wenig mehr, wie Holzdiebe; ihr Geſchäft geht nicht mehr, alſo auch das meinige nicht .... Seit dieſer Schuft von Schulmeiſter todt und der andere arme Teufel, der Klein-Fuchs, im Gefängniß iſt, ſind die Leute in Saint-Leger ruhig geworden .... Und, um auf Klein-Fuchs zu kommen, Ihr Hühnchen, wandte er ſich an ſeine

Hausfrauen, habt Ihr den armen Kindern, die da unten in der Haide nun ganz allein sind, auch Nahrungsmittel geschickt? Denn wenn auch ihr Vater sich schlecht aufgeführt hat, so können deshalb die Kinder nicht Hungers sterben!"

„Ja, ja, beunruhige Dich deshalb nicht, antwortete Fanchette, sie haben ein halbes Stück Käse und ein ganzes Brod erhalten."

„Das lasse ich mir gefallen . . . Und ich sage Dir, mein Junge, es ist eine wahre Schande, so im Ueberfluß zu schwelgen, wie wir dies jetzt thun. Wir stehlen unserm Herrn geradezu das Geld aus der Tasche und er müßte uns eigentlich Alle verabschieden. Wozu hilft es, das Wild zu beaufsichtigen, wenn Niemand welches zu stehlen denkt? Deshalb wird nun aber auch mein Bauch wieder mit Gewalt fett . . . Sehet nur, fügte er mit kläglicher Miene hinzu, und indem er die große Rundung seines Bauches zeigte, es ist nicht möglich, daß man in den Grenzen des Anstandes bleiben kann; man wird auf eine wahrhaft schändliche Weise fett . . . Doch Gottes Wille geschehe! Nun, Hubert, welche Neuigkeiten bringst Du uns aus dem Dorfe? was ist da vorgefallen?"

„Nichts von Bedeutung, Herr Vinet; wahrſcheinlich wiſſen Sie es ſchon, daß Herr Dubreuil geſtern Abend von Paris zurückgekommen iſt.“

„Ei, zum Henker! Und ſpricht er von der .... der Schloßherrſchaft?“

„Ich weiß es nicht; er ſieht aber ſehr traurig aus. Man verſichert, daß der Herr Graf und die Frau Gräfin ſich gänzlich getrennt haben, daß die Gräfin ſich ſtets in einem Kloſter aufhält, und daß...“

„Sei ſtill, Hubert, unterbrach ihn der Aufſeher mit Aufregung; wenn Herr Dubreuil nichts ſagt, dann darf man auch nichts ſagen. Man muß nicht in die Geheimniſſe von Leuten bringen, die unſere Vorgeſetzten ſind und die, ungeachtet ihres großen Namens und ihres großen Reichthums, vielleicht doch ſehr zu bedauern ſind!“

Die Unterhaltung ſtockte. Vinet träumte und Hubert wurde von Augenblick zu Augenblick befangener. Endlich ſchienen den Aufſeher die trüben Gedanken, in die er geſunken war, zu verlaſſen und ein Lächeln trat wieder auf ſeine Lippen.

„Und haſt Du, mein Junge, ſagte er, boshaft mit den Augen blinzelnd, mir heute gar nichts Beſonderes zu ſagen?“

Bei dieſer Eröffnung hob Suſanne den Kopf in die Höhe, Fanchette aber neigte den ihren auf ihre Arbeit.

„Ja, ja, Herr Vinet, ſagte der junge Mann verlegen, ich wollte Ihnen ſagen . . . .“

Seine Furchtſamkeit ließ ihn jedoch nicht ausreden, denn in dem Augenblicke, wo er einen Wunſch, den die Anweſenden vielleicht zu hören erwarteten, äußern wollte, fehlte ihm dazu der Muth; plötzlich ſtammelte er beſtürzt und mit zuſammengeſchnürter Kehle:

„Es iſt heute früh ſehr kalt, Herr Vinet.“

Der Aufſeher zuckte die Achſeln, während ſeine Frau ein Zeichen von Ungeduld blicken ließ. Nun blieb der arme Hubert ganz ſtecken.

„Ja, wahrhaftig, es iſt heute ſehr kalt, wiederholte er; mir kam ſogar der Gedanke in den Kopf, die Thränenquelle zu beſuchen . . . Jeder Waſſertropfen bildet eine Perle, einen Diamanten, der an der Wölbung hängt; ich war ganz geblendet . . . Ah! Mamſell Fanchette, haben Sie die Quelle ſchon geſehen, ſeit ſie zugefroren iſt? Es giebt nichts Schöneres . . . .“

„Ah ſo! mein Junge, unterbrach ihn der Auf-

ſeher in einem ſcherzenden Tone, mußt Du denn mit Fanchette von der Quelle, von Perlen und einem Haufen Dingen, die Du heute früh ſchon geſehen haſt, ſprechen? Deshalb brauchteſt Du Deine Sonntagskleider nicht anzuziehen und Deine Arbeit im Stich zu laſſen!"

„Das iſt wohl richtig, Herr Vinet, ſagte der junge Mann in voller Verwirrung; ich hatte in der That ganz andere Dinge im Kopfe . . . aber ich bin ſo ſchrecklich dumm! . . . Wenn ich ſprechen will, dann kommt es mir vor, als könne ich kein Wort über die Zunge bringen. Ich hatte an meinen Onkel, den Meiereibeſitzer in der Gegend von Caud, geſchrieben, daß er mir beiſpringen ſollte; es iſt ihm aber unmöglich, jetzt zu kommen, da er mit Holzſchlagen, das ohne ihn nicht beſorgt werden kann, beſchäftigt iſt."

„Ei, zum Henker, mein Junge, wir brauchen weder Deinen Onkel, noch ſonſt Jemanden, um unſere fragliche Sache in Ordnung zu bringen . . . Laß mich Dir beiſpringen, ſonſt kommen wir doch wohl nie zum Ende . . . Ich weiß ſehr gut, weshalb Du ſeit mehrern Monaten täglich hierher

kommſt; es handelt ſich bei Dir um meine Tochter, nicht wahr?"

„Wie! Herr Vinet, fragte Louis erſtaunt, Sie haben es errathen?"

„Das war wohl, bei Gott, nicht ſchwer, ſagte der Aufſeher grinſend; nun, ihr Hühnchen, kommt einmal hierher . . . Das iſt eine Sache, die Euch betrifft, zum Henker! Ihr könnt ſpäter weiter arbeiten."

Die beiden Frauen verließen ihre Arbeit und ſetzten ſich, die Eine verwirrt und zitternd, die Andere weichmüthig und weinerlich geſtimmt, um den Kamin.

„Nun laß hören, mein lieber Louis, ſagte der Aufſeher kurz, nachdem Alle um ihn herum Platz genommen hatten, ich liebe keine Umwege .... Du liebſt meine Tochter und ich bin der Meinung, daß auch Du ihr nicht mißfällſt; iſt das nicht wahr, Fanchette?"

Das junge Mädchen ſenkte, halb lächelnd, halb böſe, den Kopf.

„Aber, Vater, ſtammelte ſie, wie ſagſt Du das?"

„Nun, zum Henker, wie ſoll ich denn anders ſprechen? iſt es denn nicht wahr? Du antworteſt

nicht? . . . wer ſchweigt, willigt ein; haſt Du's gehört, Louis?"

„Ach, Mamſell, rief nun Hubert, wie danke ich Ihnen! . . ."

„Noch einen Augenblick, mein Junge, Du kannſt Dich nachher bedanken; laß mich aber erſt zu Ende kommen . . . . Der Punct alſo ſteht feſt; Fanchette wird die Zierpuppe nicht zu ſehr ſpielen, um Madame Hubert zu werden. Ich meiner Seits habe Dir nichts abzuſchlagen; Du biſt, trotz der alten Geſchichte, die Dir ſo viel Kummer gemacht hat, ein braver Junge; Du haſt mir zwei Mal das Leben gerettet; alſo haſt Du von meiner Seite keine Schwierigkeiten zu erwarten; und eben ſo wenig wird Suſunne, fuhr er, ſich zu ſeiner Frau wendend, fort, einen Einſpruch gegen dieſe Heirath zu machen haben."

„Ich möchte meine Tochter nicht gern verlaſſen", ſagte Mutter Vinet, während ſie wie gewöhnlich weinte.

„Schon gut, ſchon gut, alle Mütter ſagen anfangs ſo . . . . In der Hauptſache ſind wir nun Alle einig. Das iſt aber noch nicht Alles, mein Junge! In der Welt iſt nichts leichter, als ſich

zu verheirathen; man muß ſich nur hüten, daß das Elend ſich nicht in die Wirthſchaft einſchleicht, denn dieſes niederträchtige Elend verdirbt die beſten Dinge. Nun laß uns darüber ein wenig ſprechen: Du haſt kein Vermögen, und ich kann meiner Tochter keine Mitgift geben, denn da unten in la Rochette ſind mir die gebratenen Lerchen nicht in den Mund geflogen, und hier ſind wir noch zu kurze Zeit, als daß ich ſchon hätte einen Groſchen zurücklegen können. Wenn nun aber weder der Eine noch die Andere etwas hat, wie wollt Ihr Euch dann einrichten? Die Liebe erkaltet bei trockenem Brode, und wenn nun obenein noch Familie kommt . . ."

„Herr Vinet, unterbrach ihn Hubert lebhaft, ich betreibe nun wieder mein Drechslergeſchäft. Seit dieſen letzten Geſchichten geht meine Arbeit wieder, als wäre es geſegnet; man bringt mir aus allen Gegenden zu thun und ſelbſt bedeutend; einige Arbeiten werden gleichzeitig ſehr gut bezahlt."

„Ganz gut; ich weiß wohl, daß es Dir nicht an Talent fehlt, und ich habe Arbeiten von Dir geſehen, die henkermäßig gut gedrehet waren... Aber glaubſt Du denn, in ſo einem kleinen Dorfe, wie Saint-Leger iſt, hinreichende Hülfsquellen zu

finden, um leben und eine Familie erhalten zu können? Du ſollteſt Dich lieber in einer großen Stadt wie zum Beiſpiel in Chartres, Rambouillet, ja ſelbſt in Paris niederlaſſen . . . ."

„Sprechen Sie mir nicht davon, Herr Vinet, ſagte Louis mit einer Art von Schauder; eine Stadt! ich würde in einer Stadt innerhalb einiger Monate ſterben. Wenn ich den Himmel, die Bäume, das Grün nicht mehr ſähe, würde mich der Kummer bald aufzehren . . . . Sie können es glauben, das wäre ja ſtärker, wie ich ſelbſt . . . . Ich will Ihnen ſagen, ich hatte die Abſicht, das Haus, in dem ich jetzt wohne, zu verlaſſen, denn die Sonne ſcheint nur drei Monate hindurch in daſſelbe, und das der Mutter Johanne am Eingange des Dorfs zu miethen; es iſt dies ſo eine kleine Schachtel, von der aus man das ganze Feld überſieht . . . . es iſt ſo eingerichtet, daß man darin vor Wohlgefallen in Ohnmacht fallen könnte, und gewiß würde ſich Mamſell Fanchette ſehr in dieſer niedlichen Wohnung gefallen. Aber, aber . . . ."

„Es fehlt Dir an Münze, weil die harten Thaler nicht da ſind, nicht wahr, mein Junge? ſagte Vinet mit einem traurigen Lächeln. Zum Henker!

ich hatte alſo doch Recht .... Alſo hört, meine Kinder, da Ihr Euch doch nur unter der Bedingung, unglücklich zu werden, verheirathen könnt, ſo frage ich Euch, ob es wohl der Mühe lohnt, ſich da noch hineinzumiſchen?"

Die beiden jungen Leute fühlten gar wohl die Wahrheit dieſer Worte; jedoch waren ſie, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, anderer Meinung. Fanchette vergoß heimlich eine Thräne, während Louis auf ſeine Liebe zur Arbeit und die Gewißheit, damit ſein Brod zu verdienen, ſich ſtützte.

Vinet hörte mit hochgehobenem Kopfe zu.

„Zum Henker, mein Junge, erwiederte er, es iſt das, was ich eben ſagte, nicht ſo berechnet geweſen, als hätte ich Dich quälen wollen; aber ich ſehe weiter, und meine Pflicht als Vater gebietet mir, vorſichtig zu ſein .... Nun höre, was zu thun ſein wird: Wir warten noch ein fünf bis ſechs Monate. Du, mein lieber Louis, wirſt muthig arbeiten und jeden Pfennig zurücklegen; wir unſrer Seits werden ſo eingeſchränkt, wie nur möglich, leben, um an Eurem Hochzeitstage einige Thaler vorzeigen zu können; und wenn Alles ſo geht, wie ich hoffe, wenn ſich weder Krankheiten bei uns einſtel-

len, noch wenn ich Verluſte erleide, dann können wir im nächſten Sommer .... Nun, laßt nur gut ſein, zum Henker! Es mag dies wohl gerade nicht nach Eurem Geſchmack ſein, aber ſagt mir, zum Teufel, was ich thun ſoll?"

In der That waren die beiden Verlobten ſehr beſtürzt. Nur Suſanne gab in ihrem mütterlichen Egoismus dieſem Vorſchlage, der ihr geſtattete, ihre Tochter noch einige Monate um ſich zu behalten, durch ein Zeichen ihren vollen Beifall zu erkennen.

Ein ängſtliches Schweigen herrſchte nun von Neuem in dieſem kleinen Kreiſe. Vinet ſchien unerſchütterlich und Louis wagte es nicht, gegen die ihm wohlbekannte Hartnäckigkeit des Aufſehers ſich aufzulehnen.

Draußen ließ ſich ein Geräuſch von Tritten hören.

„Zum Henker, wer ſtört uns wohl in dieſem Augenblicke?" fragte der gute Mann launig.

Es war Herr Dubreuil, der Verwalter, der in ſeinem weiten Fuchspelze eintrat. Vinet's Zorn war ſofort verflogen; er erhob ſich mit dienſteifriger Miene, bot dem Ankommenden einen Stuhl an und

ſagte ihm die gewöhnlichen Artigkeiten. Die jungen Leute, ſo wie Suſanne, grüßten zerſtreut.

Nach einem Augenblicke ſagte Herr Dubreuil gewichtig:

„Sie wiſſen, Vinet, daß ich von Paris zurückgekommen bin, wo ich unſere Herrſchaft geſprochen habe, von der ich Ihnen Nachrichten bringe.“

„Nachrichten von ihnen? ach! deſto beſſer .... Wird der Herr Graf nicht nach Saint-Leger kommen, um einen Hirſch zu ſchießen? Und wie befindet ſich die ſchöne, die gute Frau Gräfin jetzt? Sie war wie mein Kind, Herr Dubreuil, und wenn ich daran denke, daß ſie Kummer haben ſollte ... zum Henker! ...“

„Sie haben mich nicht verſtanden, Vinet, antwortete der Verwalter mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit; wenn ich von Nachrichten ſpreche, ſo will ich damit ſagen, daß ich nur Befehle erhalten habe, die ich Ihnen mittheilen ſoll.“

Der gute Mann ſperrte, irre gemacht, die Augen weit auf.

„Vinet, fuhr der Verwalter fort, der Herr Graf hat nicht vergeſſen, welche Dienſte Sie ihm, mit Gefahr Ihres Lebens, geleiſtet haben .... Sie

haben ſeine Waldungen von der gefährlichen Geſellſchaft der Wilddiebe, die dieſe unſicher machten, befreit. Durch Ihre geſchickten Veranſtaltungen, durch Ihren Muth haben Sie die Gefangennehmung und den Tod dieſes heuchleriſchen Schulmeiſters herbeigeführt. Durch das Wiederauffinden der Brieftaſche des Herrn von Barneville haben Sie Ihren Gebieter von der Anklage des Mordes befreit.... Alles dieſes verdient eine Anerkennung, und wenn Herr von Ganges durch andere Gedanken bisher davon abgehalten wurde, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo wünſcht er jetzt, wo er ruhiger geworden iſt, ſeine Schuld bei Ihnen abzutragen. Sie haben, mein lieber Vinet, es nun erreicht, Ihre letzten Lebenstage ruhig hinbringen zu können; Sie ſollen durchaus keinen Dienſt mehr thun. Sie ſind zum Vorſtande aller Aufſeher von Saint-Leger ernannt und Ihnen müſſen dieſe nun Rechenſchaft über ihr Thun geben. Sie werden dieſes Haus verlaſſen und für die Folge in dem Seitengebäude des Schloſſes wohnen."

Vinet erſtickte faſt in ſeinem Glücke; Hubert war nachdenklich und Suſanne weinte, dieſes Mal

aber vor Freuden. Nur Fanchette hatte ſo viel Kraft, ihre heiße Erkenntlichkeit auszudrücken.

„Möge Gott, ſagte ſie mit Wärme und die Augen gen Himmel hebend, dem vortrefflichen Herrn lohnen, daß er meinem armen Vater ein ſo ruhiges und glückliches Leben bereitet hat!"

„Heben Sie etwas von Ihrem Segen auf, meine liebe Kleine, ſagte der Verwalter mit einem melancholiſchen Lächeln, um Ihre perſönlichen Schulden damit zu bezahlen; ich habe noch einen Auftrag von einer anderen, der Achtung eben ſo würdigen Perſon erhalten. Die Frau Gräfin hat eine beſondere Zuneigung zu Ihnen, Fanchette. Ueberdies ſind Sie die Tochter eines ihrer alten Freunde noch aus ihrer Kindheit her, und ſie hat daher die Abſicht, Sie an ihren Wohlthaten Theil nehmen zu laſſen. Sie hat mir daher den Auftrag gegeben, Ihnen dieſen Schein von ſechstauſend Franks zu übergeben, die Ihnen Herr Moritz, der Notar von Saint-Leger, auszahlen wird. Dies ſoll, wenn Sie ſich mit einem Ihrer würdigen Manne verheirathen wollen, Ihr Hochzeitsgeſchenk ſein, wenn dieſer nicht ſchon, und dabei warf er einen lächelnden Blick auf Hubert, gefunden ſein ſollte .... Noch mehr, ich

habe ſogar den Befehl erhalten, die Hochzeit, wenn es ſo weit ſein wird, auszurichten.“

Wir überlaſſen es dem Leſer, ſich die Freude der Familie Vinet unter dieſer Lawine von Glück zu denken. Fanchette betete, Suſanne ſchluchzte immer ſtärker, der Aufſeher beging Ungereimtheiten und tanzte umher, während er das Papier, das ihm der Verwalter übergeben hatte, hin und her betrachtete. Nur Hubert ſchien betäubt zu ſein und ſtand unbeweglich da. Plötzlich ſtand Vinet vor ihm:

„Nun, zum Henker, was ſtehſt Du ſo traurig da wie eine Nachtmütze? begreifſt Du denn gar nichts? fragte er .... Nun giebt es keine Hinderniſſe bei der Heirath mehr .... Dieſes Papier iſt zweitauſend Thaler werth und das iſt Fanchette's Mitgift, die Du nun heirathen ſollſt; Du kannſt jetzt das Haus der alten Johanne kaufen und wir wohnen dann im Schloſſe ganz nahe bei Dir und werden Alle zufrieden ſein, ſelbſt Suſanne inbegriffen, die ihre Tochter dann, ſo oft ſie will, beſuchen kann; ich aber werde wahrſcheinlich ſo dick wie ein Faß werden, doch ſoll mich das wenig kümmern! ... Und Du freuſt Dich nicht einmal? Du biſt ja verteufelt ſchwer von Begriffen.“

„Herr Vinet, Herr Vinet, ſagte nun der arme Junge in einem kläglichen Tone, die Sachen haben ſich ſeit einem Augenblicke weſentlich geändert . . . Nun iſt Mamſell Fanchette reich und ich ſtehe zu tief unter ihr, um es wagen zu können . . . .“

„O! Du Dummſtolz, Du wollteſt ſie heirathen, als ſie nichts hatte? Würdeſt Du ſie vielleicht nicht genommen haben, wenn Du plötzlich reich geworden wäreſt? . . . Ich ſehe wohl, ich muß den Herrn beim Kragen nehmen, damit er meine Tochter, eine Erbin, nun heirathet! . . . Aber ſieh ſie doch nur an, Louis, ſagte der Aufſeher, indem er ihn zwang, ſich nach Fanchette umzuſehen; um Gottes Willen, ſieh ſie doch nur an!“

Hubert betrachtete ſeine niedliche Verlobte, welche ſchamroth lächelnd und die Augen voller Thränen ihm die Hand entgegenſtreckte. Er wollte dieſer ſtummen Aufforderung widerſtehen, aber die Verſuchung war zu ſtark; ſeine Willenskraft unterlag, er ſtürzte auf das junge Mädchen los und ſchloß daſſelbe in ſeine Arme.

„Das laſſe ich mir gefallen! rief Vinet entzückt, und nun komme her, mein Junge, und umarme Deinen Vater und auch Deine Mutter . . .

aber auch dieſen guten Herrn Dubreuil, der mit zu der Hochzeit kommen wird . . . Ei, Henker! . . ."

Und während ſich dieſe rechtſchaffene Familie ungetrübt ihrer Freude überließ, ſagte Dubreuil gerührt:

„Die arme Frau! ich bin überzeugt, ſie würde einen Troſt in ihren Leiden finden, ſähe ſie das Glück dieſer braven Leute, denn es iſt ihr Werk!"

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ende.

Camenz, Druck von C. S. Krausche.

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Leben und Abenteuer

der Fürſtin

Katharina Charlotte von Monaco,

Herzogin von Valentinois.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

1. 2. Band. 5/6 Thlr.

Schwert und Spindel.

Eine Geſchichte aus dem Süden

von

W. G. Simms,

Verfaſſer von „Der Yemaſſee", Katharine Walton" ꝛc.

Aus dem Engliſchen.

5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.

(Amerikaniſche Bibliothek 100—104.)

Reiseerinnerungen

aus der

Schweiz.

Von

Alexander Dumas.

Frei nach dem Französischen bearbeitet.

4 Bände. 1 5/6 Thlr.

Ticonderoga

oder

der schwarze Adler.

Eine amerikanische Erzählung

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. E. Susemihl.

Octav-Ausg. 3 Bände. 2 Thlr.

Tasch.-Ausg. 6 Bdchn. 1 Thlr.

Digitized by Google

Digitized by Google